Nr. 3 · Dzmbr 99 · 48. Jhg.

CRASH

Frankfurter StudentInnen Zeitschrift · In Ffm gratis, auswärts 5 Mark

GESCHLECHT GESCHLËCHTER GESCHLECHTESTEN

Und:
- I.G. Farben i.A.
- Koso-Wars

Infoladen
Koburger Str. 3, 04277 Leipzig
Tel. 0341/3 02 65 04
Fax 0341/3 02 65 03

editorial 3

Ja, wenn ... dann ... 4
I. G. Farben, die verhinderte Geschichte einer Abwicklung · Interview mit Hans Frankenthal

KOSOWARS

Gegen wessen Kriege welchen Widerstand? 9
Thesen für einen neuen Anti-Militarismus

Kosov@ – Widersprüchlichkeiten und Subjektivitäten 16
Eine Einladung, genau hinzusehen und sich irritieren zu lassen

Mann im Rock 21
»Joschkas Farbbeutel-Transvestit« (BZ) – Anmerkungen zu Geschlechtskonstruktionen in der Presse anlässlich des Kosovo-Krieges

GENDER

Trans Queerrr Express 23
(you make me) feel like ...

entweder oder und der rest 29
transsexualität und transgender

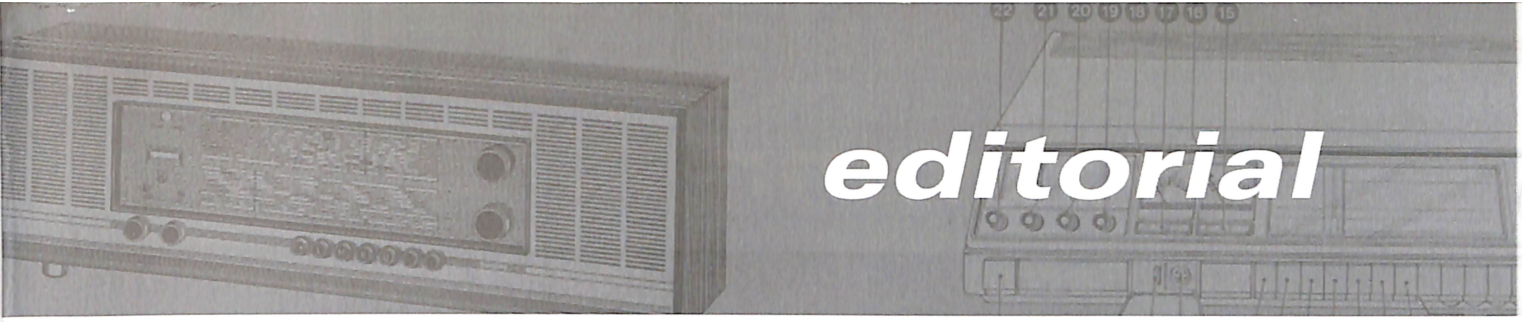
Sex, Macht und die Politik der Identität 34
Interview mit Michel Foucault (1982)

What you mean friends, boyfriend? 34

Cyborgbaustelle aus Miszellen 45
Schnittstellenprobleme

garip dünya 52

impressum 63



editorial

Schon im neusten IKEA-Katalog geblättert, wer sich da so zwischen Billy und Beat rumtummelt? Die dortige Präsenz gleichgeschlechtlicher Paare mag ein Indiz dafür sein, daß die dominanten Teile der Schwulen- und Lesben-Bewegung auf dem besten Weg sind, in der Neuen Deutschland-Gemeinschaft anzukommen. Adrett, kaufkräftig und meist mit Waschbrettbauchfigur erstreiten sich mannmann und fraufrau verstärkt die Willkommenschaft im Kreise einer Gesellschaft, in der wohltemperiertes Anderssein was hermacht, Spektakel geschätzt wird und Sex als Bereich des freizügigen Experimentierens auserkoren ist. Was als neue Pluralität der Lebensstile bzw. als flexibilisierter Ein- und Ausschlußmodus dieses Land so fein modern zu machen verspricht, läßt schwul-lesbische Identitäten beim Assimilierungs-Spiel mitmischen. Als nächstes Projekt steht denn auch die Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften auf dem Programm.

Freilich ist es ziemlich billig, der Politik der Anerkennung Buh zu schreien, wenn man selbst seine Schäfchen im Trockenen hat. Debatten um Anerkennung sind noch keine Garantie derselben; auch wenn hierzulande Anderssein mitunter schick ist, bleibt es nach wie vor als *anderes* markiert, rechtlich bzw. als rechtlos diskriminiert, unter Offenbarungsdruck gestellt und Übergriffen ausgesetzt. So widersprüchlich Anerkennungspolitik ist, so bleiben ihre Wirkungen dennoch begrenzt: Solange Heterosexualität *selbstverständlich* normal ist, können so markierte Andere bestenfalls durchsetzen, als *auch* normal zu gelten, und die Beweislast bleibt bei ihnen. Zu kritisieren sind zudem die Ausschlüsse, die sich aus der Dominanz dessen ergeben, was da in erster Linie anerkannt wird – der weiße und mindestens mittelschichtige Maskuline. Working-class Lesben, migrierte Homos, radikale Autonome Schwule oder ungefestigte/fluide Identitäten sind diejenigen, die im Anerkennungstaumel in die unsichtbaren Bereiche der Marginalität abgedrängt sind.

Gegen solche Verkürzungen und Fallstricke werden seit den 80er Jahren *queere* Konzeptionen und Praktiken gesetzt. Queer stellt die Geschlechterfrage noch einmal neu und trifft sich darin auch mit feministischen Problematisierungen von Anerkennungs- und Identitätspolitik. Wie schon ältere feministische Konzepte insistiert queer darauf, daß Politik nicht nur in der öffentlichen Arena stattfindet, sondern bis in die intimsten Bereiche (der Körper, der Beziehungsformen, der Begehren) hineinreicht – daß Macht, Ausbeutung und Gewalt weder Feierabend noch Privatsphäre als Grenze haben. Im Gegensatz zu einigen feministischen Strategien begnügt sich queer aber nicht damit, Hierarchien zwischen den Geschlechtern anzuprangern, sondern thematisiert die Hierarchie, die in der Konstruktion von und dem Zwang zu (Zwei-)Geschlechtlichkeit selbst angelegt ist. Es verfolgt also keinen Ausgleich zwischen den Geschlechtern, sondern wildert im Geschlechterdiskurs, richtet nicht *zu*, sondern *an*. Es läuft auch wenig Gefahr, sich in Anerkennungspolitik einhegen zu lassen, da es selbst keinen eigenen Ort, keine positive Identität (z.B. »Frau-Sein«) hat. Queer ist kein Chip, der im Normalisierungsspiel eingesetzt werden könnte, sondern fälscht eher die Chips, wackelt am Tisch oder tritt dem Croupier zwischen die Beine.

Queer sind also keine Individuen (queer ist wenig coming-out tauglich; »Du, ich muß dir was sagen: Ich bin queer...«), sondern undisziplinierte Haltungen, dissidente Lebensweisen und subversive Effekte nicht nur gegen die »straight world« im engeren Sinne, sondern gegen jede Form der Normalisierung an den Schnittpunkten von Geschlecht, Begehren und Körper im Kontext kapitalistischer Gesellschaften.

Mit diesem Heft sollen die QuerVerbindungen von Diskurs und Praktiken noch einmal neu durchgemischt werden – kein Diskurs über queer, sondern entlang eines queeren Diskurses. Entgegen den Rezeptionen, die Queer-Politics in den Akademien vertrocknen oder im beliebigen Partyspektakel aufgehen sehen, stellt dieses Heft einen Versuch dar, etwas stark zu machen und aufzugreifen, was sich als Widerständiges und Hartnäckiges im U.S.-Entstehungskontext ausgraben läßt und in letzter Zeit auch hierzulande vielerorts diskutiert und gelebt wird: *queer* means *queerrr* means *angry queer*.

Andere Baustelle: Es ist ein abgetragener Hut, daß die große Politik zur Medieninszenierung geworden ist, in der die Kameras draufhalten auf das aktuelle »Ereignis«, schrill und vor Ort, und morgen bereits weiterziehen. So ist der Kosovo zerstört und »ethnisch clean«, mit deutschen Bomben und Polizisten und der D-Mark befriedet, aber vom hiesigen öffentlichen Interesse liegen die Hügel und Bombenkrater des Balkans längst wieder fern ab. Die Schwäche der Linken zeigt sich auch daran, daß sie sich der Zirkulationsgeschwindigkeit von Bildern und dem Ereignischarakter von Politik selbst kaum mehr zu entziehen in der Lage ist. Kosovo, ein Frühlingsereignis – auch dem allzu raschen Verfallsdatum von (Kriegs-)Politik soll in diesem Heft entgegenwirkt werden.

Redaktion diskus

Zur öffentlichen Heftkritik laden wir ein am Mittwoch, den 19. Januar 00 um 20 Uhr im *diskus*-Büro: Raum 106 im Studierendenhaus (Eingang KOZ-Pforte).

Ja, wenn ... dann ...

I.G. Farben, die verhinderte Geschichte einer Abwicklung

Interview mit Hans Frankenthal

Seit einiger Zeit zieht sich nun die Diskussion um eine mögliche Entschädigung von NS-ZwangsarbeiterInnen und Verfolgten hin. Mit dem Hinweis auf die fehlende Rechtssicherheit inszenieren die Unternehmen bisweilen groteske Szenarien der Verfolgung. Vor Monaten verwies ein Vorstandsmitglied der Degussa-Hüls bereits darauf, dass sich die verklagten Unternehmen in den USA in einer Erpressungssituation befänden. Auf zynische Weise wandeln sich diejenigen zu Opfern, die von der Zwangsarbeit der Kläger profitierten. Dies erinnert gewaltig an die Entschädigungsdebatte der 50er Jahre, in denen kein antisemitisches Argument ausgelassen wurde, um den eigenen Opferstatus zu betonen.

Inzwischen versuchen einzelne Unternehmen (z.B. VW, Allianz), gegen die Entschädigungsansprüche formuliert wurden, mit außergerichtlichen Zahlungsangeboten ihre Unternehmensgeschichte zu entsorgen. Anfang November haben sich 50 weitere Firmen bereitgefunden, unter bestimmten Bedingungen in einen Entschädigungsfonds einzuzahlen. Ihr Verhandlungsführer Lambsdorff[1] spricht davon, dass man die Ansprüche schließlich nicht überziehen dürfe, denn jede freiwillige Zahlung sei für sich genommen bereits eine »humanitäre Leistung«.

Doch die Geschichte der I.G. Farben ist eine spezielle. So wurde beispielsweise auf der letzten Aktionärsversammlung der I.G. Farben in Abwicklung (i.A.) eine Stiftung mit einem Stammkapital von 3 Millionen Mark beschlossen. Nicht nur dass es sich dabei um einen lächerlichen Betrag handelt »bei dem für jeden eine Briefmarke herausspringen würde« (H.F.). Die Frage nach der tatsächlichen und schnellen Liquidation scheinen damit – wieder einmal – bis auf weiteres beantwortet. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man sich die Praxis der Liquidatoren in Bezug auf vermeintliche Ansprüche an die UBS Bank in der Schweiz anschaut. Mit Unterstützung der Überlebenden soll das Firmenvermögen um knapp 5 Milliarden DM vergrößert werden. Wie lange dieses Verfahren wiederum dauern kann, abgesehen von dem Zynismus der Instrumentalisierung der ehemaligen Zwangsarbeiter, kann aus der Erfahrung mit diesem Unternehmen abgelesen werden. Der Beginn der Auflösung, die durch die Alliierten beschlossen wurde, ist nun über 50 Jahre her.

Die besondere Geschichte der I.G. Farben macht die Diskussionen jenseits der Entschädigungsfrage zu einem Sonderfall. Der Bau eines Konzentrationslagers in der Nähe des Stammlagers Auschwitz (Buna-Monowitz) eigens durch den Chemiekonzern initiiert, bindet die Frage der Entschädigung noch einmal wesentlich an die Kontroverse nach der Verantwortung von Unternehmen, die sich nicht lediglich als Profiteure des NS-Regimes, sondern als deren Mitbetreiber erwiesen.

Hans Frankenthal hat mit seinem Bruder in Monowitz Zwangsarbeit für die I.G. Farben leisten müssen. Seit 1990 gehört er den Kritischen Aktionären der I.G. Farben i.A. an und kämpft seitdem für die Auflösung des Konzerns.

Das Gespräch führten Christian Kolbe und Tanja-Maria Müller am 23. September 1999.

diskus: In der letzten Woche sind in den USA die Sammelklagen von Überlebenden gegen deutsche Unternehmen abgewiesen worden. Denken Sie, dass sich diese Entscheidung auf die Debatte um Entschädigung in Deutschland auswirken wird?

Hans Frankenthal: Ich war mir darüber im klaren, dass die Sammelklagen in den USA abgewiesen werden würden. Die Abweisung der Klagen verändert aber meiner Ansicht nach nicht die Perspektive auf die Debatten um Entschädigung in Deutschland. Das nächste Treffen bezüglich des Fonds, an dem sich 16 deutsche Unternehmen beteiligen – ich habe übrigens immer geglaubt es wäre ein Druckfehler, denn hinter die 16 gehören mindestens noch 6 Nullen, dann würde die Zahl der Unternehmen, die Zwangsarbeiter beschäftigt haben, stimmen – wird in der nächsten Woche stattfinden. Ich denke, dann werden schnell Vereinbarungen getroffen werden. Der Generalsekretär des World Jewish Congress (WJC), Singer, macht jetzt natürlich Druck. Das letzte, was er bei seinem Besuch in Deutschland ankündigte, war, dass er die Frage der Sklavenarbeit von der der jüdischen Zwangsarbeiter abkoppeln wolle. Dann verhandele er nurmehr über Juden. Damit bin ich nicht ganz einverstanden, auch wenn ich seine Reaktion verstehen kann. Ich habe durch Lothar Evers[2] in die Diskussion hereintragen lassen, dass sich die Bundesregierung nicht aus der Verantwortung stehlen kann, denn, das darf man nicht vergessen, 50% der Zwangsarbeiter haben in staatlichen Firmen gearbeitet. Die Hermann

Göring Werke oder die Raketenproduktion in Dora-Mittelbau waren staatliche Betriebe. Deshalb ist die deutsche Regierung eigentlich verpflichtet genauso viel in den Pott reinzuzahlen, wie die Unternehmen auch.

Die bisherigen Leistungen, die die Regierung bereits gezahlt hat, galten nur den Juden, die im Westen gelebt haben. Die Menschen aus den osteuropäischen Ländern haben nichts davon bekommen. Die Regierungen aus Polen, Tschechien usw. haben sich strategisch falsch verhalten. Nach den zwei plus vier Verträgen habe ich darauf gedrungen, die Ansprüche rechtzeitig anzumelden. Die Regierungen haben sich jedoch mit geringen Pauschalbeträgen abfinden lassen. In Polen ist nahezu nichts bei den ehemaligen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen gelandet. Die deutsche Bundesregierung hat erst kürzlich eine Liste der Zahlungen, die sie geleistet hat, veröffentlicht. Diese sind im Vergleich zu den Plünderungen und der Ausnutzung der Arbeitskraft von Millionen lächerlich gering. Inzwischen werden glücklicherweise von Seiten verschiedener Finanzämter Archive geöffnet, die offen legen, wie viel beispielsweise an »Reichsfluchtsteuer« gezahlt werden musste, oder wie hoch die sogenannte »Judenbuße« nach der Reichspogromnacht für viele Menschen war. Dafür muss sowohl in der Bevölkerung als auch in der Bundesregierung eine Sensibilität geschaffen werden. Noch immer existiert die Opferhaltung: Was »uns« die Juden nach dem Krieg alles abgenommen haben.

diskus: Ist es nicht ein Problem, dass durch die Ablehnung der Sammelklagen die Entschädigung auf eine moralische Frage reduziert wird?

H. F.: Es ist nicht anders möglich. Die Frage nach Entschädigung ist eine moralische Frage. Trotzdem ist es wichtig, sich mit Klagen gegen die Weigerung von Zahlungen zu wehren. Letztlich wird sich das jedoch nur moralisch klären lassen. Wir sind bisher politisch immer verkehrt vertreten worden. Hombach war nicht gut für unsere Anliegen und auch Lambsdorff als Mitglied der FDP hat schon immer das Kapital vertreten.

diskus: Hat die Diskussion um die Sammelklagen Auswirkungen auf die Debatte um die Entschädigung der Zwangsarbeiter? Worin ist die Besonderheit der Geschichte der I.G. Farben nach 1945 begründet?

H. F.: Mit den Sammelklagen hat die Geschichte der I.G. Farben nichts zu tun. Sie hat immer eine Sonderstellung eingenommen. Nach der Klage von Norbert Wollheim[3] sind Zahlungen eingegangen, die nicht von allen Anspruchsberechtigten beantragt worden sind. Die restlichen Gelder, ca. 3 Millionen, sind zur I.G. Farben i.A. zurückgeflossen. Ursprünglich sollte die Liquidation nach der Teilung des Kartells durch die vier Alliierten binnen weniger Jahre geschehen sein. Mit der Bundesregierung wurde jedoch zu Zeiten des Kalten Krieges vereinbart, dass, solange die Vermögen aus der DDR nicht eingezogen werden können – die I.G. Farben in Abwicklung führte das Vermögen in der DDR symbolisch mit einer Mark in ihrem Haushalt – eine Abwicklung nicht möglich sei. Im Jahre 1990, als ich erstmals auf einer Sitzung der Aktionäre teilnahm, hieß es, man werde das Vermögen in der ehemaligen DDR einklagen und davon 5–8% in eine Stiftung einzahlen. Vor einiger Zeit wurde beim Verfassungsgericht in Karlsruhe entschieden, dass die I.G. Farben i.A. voraussichtlich gar keine Ansprüche auf dieses Vermögen hat.

1994 kaufte sich die Aktiengesellschaft in eine Häusergesellschaft in Mönchengladbach ein. Diese ist nun eine Schwesterfirma der I.G. Farben i.A. Die Häuser sind nichts wert, daher konnte Pollehn im letzten und in diesem Jahr zurecht davon sprechen, dass I.G. Farben i.A. vor dem Konkurs steht.

diskus: Wer besitzt denn eigentlich Aktien von I.G. Farben in Abwicklung?

H. F.: Als ich 1990 das erste mal in den Frankfurter Hof zu einer Aktionärsversammlung ging, wurde mir klar, dass es sich hier wesentlich um Personen oder deren nachgeborene Verwandte handelt, die früher Prämienaktien erhalten haben. Der Hauptteil der Aktionäre war bei I.G. Farben beschäftigt. Inzwischen sind die meisten Aktien der Kleinaktionäre verkauft worden. Sie haben ihre Aktien eingetauscht gegen die jener Häusergesellschaft. Es gibt einen Großaktionär im Norden der neuen Bundesländer, dessen Namen wir jedoch noch nicht herausgefunden haben. Mein eigenes Motiv für den Kauf von Aktien kam zu dem Zeitpunkt zustande, als es hieß, sie wollten die Vermögen aus der DDR zurückholen. An dieser Stelle wollte ich mich einmischen.

Vor drei Jahren stiegen die Preise für die Aktien in die Höhe, nachdem Leute aus England große Mengen der Aktien kauften. Ich dachte, es könnten Menschen sein, die in dem benachbarten Lager für englische Kriegsgefangene inhaftiert worden waren, doch ich musste nach Recherchen feststellen, dass es sich um zwei Großbanken in England handelte, die Schwesterunternehmen der Dresdener und der Commerzbank sind. Sie wollten mit ihrer Investition ein großes Geschäft machen, denn das Vermögen wäre beträchtlich gestiegen, wenn die Grundstücke in der DDR hinzugekommen wären.

diskus: Kann in den letzten Jahren, mit Blick auf die Stiftungsgründung, von einer veränderten Firmenpolitik gesprochen werden?

H. F.: Meiner Ansicht nach handelt es sich um alten Wein in neuen Schläuchen. Diese Angebote sind Beruhigungsmittel. In diesem Jahr stellt sich der momentane Liquidator Pollehn hin und sagt, »diese 3 Millionen werden als Einlage in die Stiftung eingehen. Von den Zinsen (300000,– DM) sollen die Zwangsarbeiter entschädigt werden.« Es sind nach eigenen Angaben 450000 Klagen anhängig. Dies ist keine ernstzunehmende Vorstellung von Entschädigung, da bleibt doch am Ende für jeden eine Briefmarke.

diskus: Seit einigen Monaten kursiert wieder das Gerücht, von der Schweizer Bank UBS stünden noch

Zahlungen an I.G. Farben i.A. aus? Damit rückt eine endgültige Abwicklung abermals in weite Ferne.

H. F.: Vor drei Jahren bekam ich ein Papier zugesteckt, in dem Informationen über die Kooperation zwischen der UBS Bank und I.G. Farben zu lesen waren. Nach meiner Kenntnis hat sich I.G. Farben selbst mit 5 Milliarden Reichsmark 1944 in die UBS Bank eingekauft und ist damit Teilhaberin geworden. Von diesen 5 Milliarden sind jetzt lediglich 4,7 Milliarden übriggeblieben. Die I.G. Farben i.A. hat sich in den letzten Wochen an einige der Überlebenden direkt gewandt und um ihre Mithilfe gebeten, das Geld aus der Schweiz für die Aktiengesellschaft herauszuholen. Mit meinem Brief an alle 95 des Treffens in Frankfurt habe ich dringend darum gebeten, von einer solchen Kooperation die Finger weg zu lassen, denn wir wollen denen nun wirklich nicht helfen an unser Geld zu kommen. Außerdem sind die Bestrebungen, an das Geld in der Schweiz zu kommen, ein weiterer Versuch der I.G. Farben i.A., die endgültige Liquidation und die Entschädigung der Opfer in weite Ferne zu rücken. Wir dürfen uns nicht auf deren Bedingungen einlassen, denn sie setzen auf die biologische Lösung, die durch langwierige Verfahren dazu führt, dass sie immer weniger Menschen Entschädigung zahlen müssen. Es geht nicht um das Geld, die meisten von uns können einigermaßen leben. Es geht um die Pflicht, die aus der Geschichte resultiert. Wir müssen mit aller uns zur Verfügung stehenden Macht versuchen, dass dieses Vermögen nicht in die Hände der I.G. Farben fällt, denn dann sind sie wieder ein reicher Verein.

Darüber hinaus habe ich den Generalsekretär des WJC Singer aufgefordert, dieses Geld für den Fonds der Zwangsarbeiter einzuklagen, mit der Bitte, mit einem Teil dieses Geldes die Stiftung Auschwitz zu erhalten. Dies erscheint mir in der augenblicklichen politischen Situation auch realisierbar, selbst wenn vor Jahren dazu bereits ein Gerichtsurteil ergangen ist, in dem der Anspruch auf das Geld für I.G. Farben i.A. abgewiesen wurde.

diskus: Wie bewerten sie die Anfrage der I.G. Farben i.A. nach einer Kooperation mit den Überlebenden, um an das Geld in der Schweiz zu kommen? Wird damit nicht schon wieder mit antisemitischen Stereotypen Politik gemacht?

H. F.: Darin stimme ich ihnen voll und ganz zu. 1991 bei der zweiten Aktionärsversammlung in Frankfurt erging von Seiten der Aktionäre die Aufforderung, sich mit den Juden gut Freund zu halten, da diese wüssten, wie man an Geld kommt. Während den Versammlungen wurden und werden jedoch noch viel direkter Anschuldigungen an uns laut. »Wir würden ja nicht mehr leben, wenn I.G. Farben uns nicht als Arbeitskräfte angeworben hätte.« Selbst das alte Argument, dass die Buna - Suppe uns ja ein vergleichsweise gutes Leben ermöglicht hätte, mussten wir uns an den Kopf werfen lassen. Wenn ich mich in den Aktionärsversammlungen zu Wort melde, um auf diesen Antisemitismus hinzuweisen, ist es mir schon zwei Mal passiert, dass mir das Mikrophon abgestellt wurde, aber meine Stimme ist laut genug, so dass ich dann noch weiter reden kann. Es kamen auch schon Saalordner, die mich rausschmeißen wollten. Als ich das erste Mal auf einer Aktionärsversammlung aufgetreten bin, habe ich kurz meine Biographie geschildert, damit die Aktionäre wissen, wer ich überhaupt bin. Da kamen sofort Zwischenrufe, »Aufhören«, »Kennen wir alles«, »Alles dummes Zeug«, »Ihr seid doch entschädigt worden, was wollen sie eigentlich hier«, »Halten sie doch Ihren Mund«. Bei mir hat sich im Laufe der Jahre zwangsläufig eine Elefantenhaut gebildet. Ich bleibe auf dem Podium stehen und trage vor, was ich zu sagen habe.

diskus: Sie schreiben in Ihrem Buch[4], sie hätten erst in den 80er Jahren das Schweigen gebrochen. Sie haben jedoch schon vorher politisch in dem Land ge-

kämpft, von dem ihre Verfolgung ausging. Wie erklärt sich ihr politisches Engagement in Deutschland? Welche Inhalte im Kampf gegen I.G. Farben i.A. würden sie stark machen?

H. F.: Direkt nach 1945 bin ich in die Kommunistische Partei eingetreten, weil die Kommunisten uns aus den Lagern befreit hatten. Als die Partei jedoch antizionistisch wurde, mussten wir konsequenterweise rausgehen. Anschließend sind auch viele Juden aus der VVN[5] ausgetreten.

In die Debatte um Entschädigung mische ich mich schon seit den frühen 80er Jahren – besonders gegen I.G. Farben – ein. Seitdem habe ich auch gegen die Firma Lahrmann geklagt, bei der ich Zwangsarbeit leisten musste. Ich betone in den Auseinandersetzungen oft, wie viele chemische Betriebe von Seiten der I.G.

Farben »arisiert« worden sind. Darüber ist nie gesprochen worden. So ist beispielsweise der Erfinder von Aspirin ein Jude gewesen. Er ist im Konzentrationslager in Sachsenhausen ermordet worden. Das Patent wurde einem Herrn Hofer zugesprochen und Bayer verdient an diesem Medikament seit über 50 Jahren Millionen.

Die für mich wichtigste historische Auseinandersetzung ist, die Kooperation der I.G. Farben Funktionäre mit der SS deutlich zu machen. Auf einer Veranstaltung in Pittsburgh, dort steht seit 1951 ein Werk der Bayer AG, haben wir kürzlich deutlich gemacht, dass die I.G. Farben der SS Menschen für Versuche regelrecht abgekauft hat. Die meisten Direktoren der I.G. Farben waren hochrangige SS-Offiziere und saßen in Berlin im Reichssicherheitshauptamt. Der Beginn der »Entjudung« des Reichsgebietes und die Fabrikaktion liefen zeitlich parallel. Am 27. Februar 1943 wurden wir benachrichtigt. Die Leute wurden aus den Rüstungsbetrieben rausgeholt. In den Tagen zuvor ergingen Briefe von der I.G. an das Reichssicherheitshauptamt, in denen auf die Notwendigkeit hingewiesen wurde, die als reichsdeutsche Juden bezeichneten Personen für den Arbeitseinsatz auszuselektieren. Bei den Transporten wurden im Vergleich zu den sonstigen Selektionen ungewöhnlich viele junge Arbeitskräfte zum Einsatz eingeteilt. Wir sind von der Rampe direkt nach Buna gebracht worden. Sie waren immer über die Deportationen im Bilde, denn sie saßen in den höchsten Stellen der SS. Heute richtet sich diese Tatsache als Argument gegen die ehemaligen Häftlinge, wir könnten froh sein, denn auf diese Weise hätten wir unser Leben retten können. Gegen diese Art der Geschichtsverfälschung werde ich mich immer einsetzen.

diskus: Wie sehen jetzt die politischen Strategien des Auschwitz Komitees und der Kritischen Aktionäre nach dem Beschluss der Stiftungsgründung durch die I.G. Farben i.A. aus?

H. F.: Der Beschluss zur Gründung einer Stiftung mit drei Millionen Mark Vermögen, ist eine Farce. Die I.G. Farben i.A. haben sich damit bis auf die Knochen blamiert. Welche Bank gibt heute noch 10% Zinsen? Die I.G. Farben haben 1957 einmalig denjenigen, die unter sechs Monaten Zwangsarbeit geleistet haben 2500.- DM und denjenigen, die über sechs Monate Zwangsarbeit geleistet haben 5000.– DM ausgezahlt.

Die Strategie von Pollehn ist, dass nur noch diejenigen etwas bekommen sollen, die noch nie Zahlungen erhalten haben. Aber uns geht es mit unseren Forderungen vor allem um eine Stiftung zum Erhalt von Auschwitz. Da muss dringend etwas getan werden. Es gibt eine Stiftung die nach dem jüdischen Unternehmen Laurer benannt ist, die eine Schätzung gemacht haben. 35 Millionen Dollar braucht man um Auschwitz zu restaurieren, damit es nicht verfällt. Das ist eines unserer wichtigsten Interessen, Auschwitz zu erhalten.

Außerdem wollen wir eine Tafel in dem Dorf Monowitz errichten, an der die Umrisse des Lagers nachgestellt werden, um die kaum mehr erkennbaren Reste des Lagers in Erinnerung zu halten. Auch die Menschen sollen entschädigt werden, deren Dorf Monowitz zum Zwecke der Errichtung des firmeneigenen KZ dem Erdboden gleich gemacht wurde. Einige sind zurückgekehrt und leben teilweise noch in den Baracken, die für uns damals errichtet wurden.

Für uns sind die Aktionen gegen die I.G. Farben in Abwicklung auch mit der Gründung dieser Stiftung nicht beendet. Wir werden weiter um unsere Interessen kämpfen.

| 1 | Bereits als Lambsdorff sein Amt im August antrat, forderten Überlebende aus Konzentrationslagern seine Ablösung aufgrund seiner Verbindungen zu Kriegsverbrechern in den 50er Jahren.
| 2 | Lothar Evers ist Sprecher des Bundesverbandes Information und Beratung für NS-Verfolgte.
| 3 | Norbert Wollheim klagte 1951 als erster Häftling des Lagers Monowitz gegen die I.G. Farben.
| 4 | Siehe Seite 59: »Verweigerte Rückkehr«
| 5 | Vereinigung Verfolgter des Naziregimes

Campus Kulturwissenschaften

318 Seiten · DM 39,80

Die kleinen Unterschiede beleuchtet Entstehungsgeschichte, Stellenwert und Anspruch der Cultural Studies, sondiert ihre ebenso zögerliche wie kontroverse Aufnahme hierzulande und führt nicht zuletzt die Diskussion um ein spannendes Forschungsfeld fort. Britische und deutsche Autorinnen und Autoren äußern sich zu Themen wie Globalisierung, Multikulturalismus, Popkultur, Konsum, Medien, Kunst und Bildung.

Ein angefügter Adressteil verschafft Orientierung im Dschungel Cultural-Studies-naher Einrichtungen.

Campus Verlag
Frankfurt / New York

Gegen wessen Kriege welchen Widerstand?

Thesen für einen neuen Anti-Militarismus

Während elf Wochen nach dem 24. März 1999 bombardierte die NATO unter Mitwirkung der Bundeswehr in einem unerklärten Krieg die Bundesrepublik Jugoslawien. Gegen diesen Krieg formierte sich in keinem der beteiligten Angreiferländer eine nennenswerte Anti-Kriegsbewegung. Der folgende Text versucht thesenhaft, die Ursachen hierfür zu analysieren und mögliche Handlungsoptionen in zukünftigen, ähnlich gelagerten Auseinandersetzungen zu diskutieren. Denn, so lautet eine Kernthese der nachfolgenden Überlegungen, der Kosovo-Krieg war neben und nach dem zweiten Golfkrieg 1990/91 Prototyp einer neuen Art von Konflikten, die zugleich symbolischer und materieller Ausdruck der neuen Weltverhältnisse sind.

Die Schwäche der Antikriegsbewegung in diesem Konflikt manifestierte sich auf allen Ebenen. Auf diskursiver Ebene gelang es nicht, den Argumenten der Kriegsbefürworter eine logisch geschlossene, geschweige denn eine in der öffentlichen Diskussion wirkmächtige Argumentation entgegenzusetzen. Auf politisch-praktischer Ebene gelang es nicht, angemessene Formen des symbolischen oder auch praktischen Widerstands zu finden, so daß nicht einmal innerhalb der – ohnehin nicht starken – linken Oppositionsbewegungen wirksam gegen den Krieg mobilisiert werden konnte. Um die Gründe hierfür zu verstehen, ist es sinnvoll, zunächst einen Blick auf das diskursive Szenarium um den Krieg zu werfen. Im folgenden beziehen wir uns vor allem auf die deutsche Situation; es hat aber für uns den Anschein, daß sich die Verhältnisse in zahlreichen anderen Angreiferländern kaum unterschieden haben.

Zwei Seiten der Okzidentalen Ideologie: Mehrheitsgesellschaft und Bellizisten

Die Wahrnehmung des Kosovo-Kriegs in der Gesellschaft war durch einen verbreiteten kulturalistischen (differentialistischen) Rassismus strukturiert, der sich – in Anlehnung an Edward W. Saids Begriff des »Orientalismus« – mit dem Begriff des *Balkanismus* bezeichnen läßt. Im Diskurs des *Balkanismus* wird der Südosten Europas zu einem geographischen und symbolischen Raum, in den der ›freie Westen‹ oder das ›zivilisierte Mitteleuropa‹ Gewalt und Barbarei verorten. Hierbei wird an kollektive Bilder einer vorzivilisierten Welt der Stammeskrieger in den »Schluchten des Balkans« angeknüpft. Diese Welt steht im grundsätzlichen Gegensatz zur westlichen, bürgerlichen Zivilgesellschaft. Ethnische Konflikte, so der Diskurs des Balkanismus, sind auf dem Balkan Normalität, nach ihren Ursachen braucht nicht gefragt zu werden. In der Konsequenz ergibt sich aus der Logik des Balkanismus vor dem Hintergrund der Kosovokrise die Handlungsalternative: Entweder (polizeilich) eingreifen oder den Balkan sich selbst überlassen.

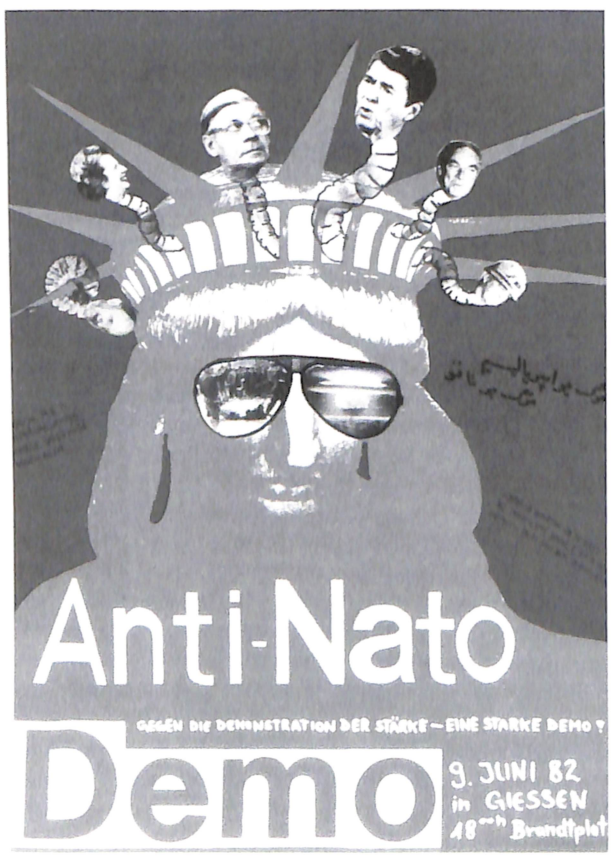
Die ›schweigende Mehrheit‹ in der Bundesrepublik neigte wohl der zweiten Antwort zu. Die Auseinandersetzung in Ex-Jugoslawien wurde häufig als ein Konflikt zwischen Halbwilden interpretiert, der ›uns‹, die zivilisierten Mitteleuropäer, nichts angeht. Die Konsequenz daraus hieß: Einen Zaun außenherum ziehen und fertig! Dementsprechend war nach Kriegsbeginn die Haltung eines großen Teils der Bundesdeutschen weniger durch begeisterte Zustimmung zu den Bombardements denn durch dumpfe Ablehnung und Indifferenz gekennzeichnet.

Auch die Kriegsbefürworter argumentierten vor dem Hintergrund einer stillschweigend vorausgesetzten Überlegenheit des zivilisierten freien Westens, zogen daraus allerdings die entgegengesetzte Konsequenz. Es ist bezeichnend, daß ihre Argumentation über weite Strecken als Aktualisierung einer okzidentalen Ideologie erscheint, die bereits im zweiten Golfkrieg als Legitimationsgrundlage für das militärische Eingreifen diente: »Die okzidentale Ideologie ist jene während des Golfkriegs am Beispiel des Islamismus durchdeklinierte rassistische Überlegenheitsdoktrin gegenüber nichtwestlichen Kulturen und Lebensweisen, die einerseits dazu dient, die herrschenden Verhältnisse im Weltmaßstab wie sie sind zu legitimieren, und andererseits deren einstmals linken Kritikern den theoretisch abgesicherten Ausstieg aus ihrer eigenen Geschichte zu ermöglichen.« (Schönberger/Köstler 1992, 38ff.) Kernfiguren der Argumentation sind die Dämonisierung des jeweiligen Kriegsgegners und sei-

nes Führungspersonals sowie die gleichzeitige Verherrlichung des zivilisierten Westens.

Gegen Indifferenz und Wurstigkeit der Mehrheitsgesellschaft setzten die Kriegsbefürworter einen stark moralisierenden Diskurs. Vor dem Hintergund der serbischen Politik im Kosovo wurde von Völkermord gesprochen; die NATO-Bombardements wurden mit dem Argument legitimiert, es gelte, ein neues Auschwitz zu verhindern. Die militärische Intervention wurde so als »Kampf gegen das absolut Böse« (vgl. a. Tony Blair in Großbritannien) inszeniert. Wie zuvor im Falle Saddam Husseins und des Irak während des Golfkriegs wurde nun das politische und militärische Handeln von Milosevic und der Bundesrepublik Jugoslawien mit den Nazi-Verbrechen verglichen. Der politische Imperativ »Nie wieder Auschwitz« wurde auf die Bürgerkriegssituation umgemünzt. Dabei ging es weniger darum, ›die Deutschen‹ durch Relativierung von Auschwitz von ihrer historischen Schuld zu entlasten (was möglicherweise ein gern gesehener Nebeneffekt sein mag), als vielmehr darum, die Diskussion des Konflikts von der politischen auf eine moralische Ebene zu verlagern: Die Anrufung der Verbrechen von Auschwitz ließ es offenkundig illegitim erscheinen, über politische Interessen, Motive und Handlungsalternativen in diesem Konflikt zu diskutieren. Die moralisierende Entpolitisierung mündete letztlich in der Propagandafloskel, wer Milosevic nicht militärisch bekämpfe, sprich Jugoslawien nicht bombardiere, paktiere realiter mit ihm und beteilige sich letztlich durch Wegschauen an einem Genozid. Es ist bezeichnend, daß das Führungspersonal der Berliner Republik einerseits eine neue deutsche Normalität beschwört, die nicht mehr an die Verbrechen des Nazi-Faschismus erinnert werden will. Andererseits zögerten sie nicht, Auschwitz als »Moralkeule« (und nur in diesem Zusammenhang macht ein solcher Begriff Sinn) gegen möglichen moralisch argumentierenden Widerspruch zu schwingen.

Zumindest in der Bundesrepublik, aber auch in anderen europäischen Staaten gelang die Durchsetzung dieses Diskurses nicht zuletzt, weil das politische Führungspersonal nicht mehr im Verdacht steht, nazistische (bzw. andernorts kolonialistisch-imperialistische) historische Kontinuitäten zu verkörpern. Darüber hinaus konnten Schröder, Fischer (ebenso wie Blair, Solana, Clinton und Co.) eine Art ›68er-Bonus‹ verwerten, der immer noch für Freiheit, Gerechtigkeit und Menschenrechte steht. Glaubhafter als jede konservative, CDU-geführte Regierung waren sie in der Lage, die Behauptung zu verkörpern, in diesem Krieg gehe es um Menschenrechte (vgl z. B. jene *Bild*-Zeitungstitelseite: »Schaut in ihre Gesichter«). Ihr »humanitärer Fanatismus« (Franco »Bifo« Berardi) verknüpfte die mörderische Gewalt der Stealth-Bomber mit der Inszenierung von Zweifeln und Gewissensbissen und verkaufte das Ganze als ethisches Handeln. [...] Gegen diesen »Kriegshumanismus« (Dirk Kretschmer) der gewendeten '68er bekamen die linken und antimilitaristischen KriegsgegnerInnen keinen Fuß auf den Boden. Das haben sie sich bis zu einem gewissen Grad selbst zuzuschreiben. Letztlich ergibt sich die Möglichkeit, Auschwitz im Sinne eines »militärischen Humanismus« (Ulrich Beck) zu instrumentalisieren, auch aus der schlechten linken Tradition, alles und jedes mit dem Faschismusetikett zu überziehen (vgl. Schönberger/Köstler 1992, 95ff.). [...]



Die Retorsion des moralischen Imperativs »Nie-wieder-Auschwitz«, also die Vereinnahmung eines kritischen Begriffs und das gleichzeitige In-Sein-Gegenteil-Verkehren (vgl. z.B. »Solidarpakt«) entspricht einem gängigen Muster gegenwärtiger Herrschaftsdiskurse. In diesem speziellen Fall braucht sich eine Linke, die jahrzehntelang mit falschen oder verkürzten Faschismusvorwürfen Politik (ge)macht (hat), allerdings nicht zu wundern, daß andere mit solchen Argumenten nun ihr eigenes Spiel spielen.

Es ist klar, daß die Instrumentalisierung von Auschwitz durch die Kriegstreiber eine Verharmlosung der Verbrechen des Nazi-Faschismus darstellt (ZAK Tübingen). Opfer des Nazi-Faschismus haben die Parallelisierung ›Kosovo = Auschwitz‹ als eine »neue Art der Auschwitz-Lüge« bezeichnet (Bejarano u.a.). Es ist legitim, wenn die Opfer angesichts der von den Kriegsbefürwortern betriebenen Enteignung ihrer Geschichte die Unvergleichbarkeit von Auschwitz einfordern. Als zentrales politisches Argument einer Anti-Kriegsbewegung allerdings ist der Hinweis auf die Verlogenheit des Auschwitz-Vergleichs wenig hilfreich. Angesichts der Tatsache, daß vor Auschwitz jedes andere Verbrechen verblaßt, kann dieser Hinweis zu der fatalen Lesart führen, daß aktuelle Verbrechen als harmlos erscheinen. In der Sprache des Balkanismus gesprochen: Wozu die ganze Aufregung, wenn sich doch bloß auf dem Balkan wieder einmal die Halbwilden gegenseitig massakrieren? Eine Debatte, die den Auschwitzvergleich kritisiert, ohne dieses Problem mitzudenken, läuft Gefahr, diejenigen zu verhöhnen, die in der Gegenwart Opfer einer ethnifizierenden Politik werden, gleichgültig ob Milosevic & Co. oder jetzt die UCK ihre Urheber sind.

Ruhe an der Heimatfront

Bei der Suche nach Ursachen für die Schwäche der Antikriegsbewegung liegt es nahe, auf ein Erklärungsmuster zurückzugreifen, das zum Standardrepertoire linker Denkfiguren gehört: die Öffentlichkeit wurde durch die bürgerlichen Medien manipuliert, Hauptgrund für die Schwäche der KriegsgegnerInnen sei mithin die Effizienz der Propaganda der Kriegstreiber gewesen. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Medienbilder des Krieges nicht allein Produkte der NATO-Propagandamaschinerie waren. [...] In der Konsequenz ließ sich die Fiktion eines klinisch sauberen Krieges seitens der NATO nichtaufrechterhalten. Es standen genügend Medieninformationen zur Verfügung, aus denen sich die Schlußfolgerung ziehen ließ, daß die Strategie der NATO in diesem Konflikt auf ein »bewußtes und delibertäres Mürbe-Bomben der serbischen Bevölkerung« (Bussemer) hinauslief. Daß diese Informationen folgenlos bleiben, liegt zum einen daran, daß der durch die bellizistischen Politiker vorgegebene Interpretationsrahmen des Konfliktes in den Medien weitgehend unhinterfragt übernommen wurde. Die Medienöffentlichkeit zweifelte zwar den Wahrheitsgehalt der täglichen NATO-Frontreports an, nicht aber die grundsätzliche Interpretation des Konflikts als »Kampf für die Menschenrechte«. Daß diese Interpretation unhinterfragt durchgehen konnte, mag zum Teil auch daran liegen, daß alternative Lesarten des Konflikts durch die linke Antikriegsbewegung selbst unzureichend waren. Deshalb greift die Behauptung einer weitgehenden Medienmanipulation zu kurz: Die Lage an der Heimatfront war weniger durch die Stärke der Kriegspropaganda gekenn-

zeichnet als durch das Fehlen jeder überzeugenden Gegenargumentation. Die Verunsicherung hinsichtlich der Legitimität des Krieges, welche in Teilen der Bevölkerung durchaus bestand, mußte deshalb sprachlos bleiben. [...]

Ein weiteres, grundsätzliches Problem lag in der oben skizzierten Indifferenz des Durchschnittsbürgers, der sich über ein paar Bomben mehr oder weniger auf Serbien, Albanien oder Bulgarien nicht groß aufregt und allenfalls beunruhigt ist, wenn diese Bomben aus Versehen im Gardasee oder in der Adria landen. Zwar gab es in der Bevölkerung keine Kriegsbegeisterung und keinerlei Bedürfnis, etwa großdeutsches Hegemonialstreben in glorreichen Kriegseinsätzen durchzusetzen. Die Handlungsmöglichkeiten für eine antimilitaristische Bewegung vergrößerten sich dadurch jedoch nicht im geringsten. Im Gegenteil: Hier zeigt sich eine Form von Indifferenz, die weder von Kriegsbefürwortern noch von Kriegsgegnern mobilisiert werden kann. [...] Konflikte wie der im Kosovo erscheinen als undurchschaubar, die Leute wollen wohlstandschauvinistisch ihre Ruhe haben. Es ist ihnen schlicht gleichgültig, ob sich nun ›Neger‹ oder ›Albaner‹ irgendwo vor den Toren der Festung Europa gegenseitig massakrieren. Allenfalls gegenüber Opfern von Naturkatastrophen oder bedürftigen Flüchtlingen lassen sie sich zu einer symbolischen Geste der Mildtätigkeit hinreißen. Gegenüber dieser Haltung greifen weder moralische Appelle noch das sonstige vorhandene symbolisch-politische Instrumentarium der Linken. Es ist eine Frage, die seitens der linken Kriegsgegner kaum je diskutiert wurde, wie mit dieser Heimatfront neuer Art umzugehen ist.

Vom Elend der kritischen Kritik

Angesichts des Krieges bezogen die linken Kriegsgegner, soweit sie nicht in ratlosem Schweigen verharrten, häufig in reflexhafter Weise die üblichen Schützengräben.

Dazu gehört der Versuch, die Verhältnisse unbedingt und in jedem Fall mit der (anti)deutschen Brille betrachten zu wollen. Diese negative Deutschlandfixierung nimmt nicht einmal die einfache Tatsache zur Kenntnis, daß sich die Situation weder in Großbritannien noch in den meisten anderen europäischen Ländern wesentlich anders dargestellt hat. Gerade weil von Antideutschen immer wieder vorgetragen wird, die deutsche Balkanpolitik sei für die Auflösung Jugoslawiens ursächlich gewesen, läßt sich fragen, ob hier nicht deutscher Größenwahn nur mit umgekehrtem Vorzeichen präsentiert wird. [...] Slavoj Zizek und Immanuel Wallerstein verweisen demgegenüber darauf, wie problematisch es ist, Milosevic zum Protagonisten des multiethnischen Jugoslawien zu stilisieren. Gerade seine schon 1987 einsetzende Entfesselung des »Gespensts ethnischer Leidenschaften« (Slavoj Zizek) sei es gewesen, die das Ende des multiethnischen Nachkriegsjugoslawien eingeläutet habe. [...]

Auch Kriegsgegner, die aus der Logik eines traditionellen Anti-Imperialismus argumentierten, reproduzierten in letztlich hilfloser Weise gewohnte, aber unzureichend gewordene Erklärungsmuster. Sie versuchten verzweifelt klarzumachen, daß die Bombardierung Jugoslawiens in Wirklichkeit um ökonomischer oder geostrategischer Interessen willen erfolgte. War eine entsprechende Argumentation im Falle des Golfkriegs (wo sie unter der Parole »Kein Blut für Öl« vorgetragen wurde) noch einigermaßen plausibel, wurde es im Falle des Krieges gegen Jugoslawien schwierig, die ›wirklichen‹ ökonomischen Interessen hinter dem Kriegseinsatz auszumachen. Wir gehen davon aus, daß das weniger an einer besonders perfiden Verschleierung der wahren Kriegsgründe liegt, sondern eher daran, daß die Folie einer traditionellen Imperialismuskritik auf die Konstellation dieses Krieges nicht paßt (vgl. Alain Kessi). Die Demaskierungs-Strategie mit dem Versuch, die ›eigentlichen‹ Kriegsgründe aufzudecken, erwies sich in dieser Situation als politisch wirkungslos. Es konnte ihr nicht gelingen, die Moralisierung der Politik durch die Kriegstreiber zu diskreditieren.

Postfordistische Kriege – Auseinandersetzungen neuen Typs?

Von verschiedener Seite wurde versucht, dem spezifischen Charakter des Krieges Rechnung zu tragen und diesen als Auseinandersetzung neuen Typs ohne Rückgriff auf verkürzte traditionelle Erklärungsstereotype zu untersuchen. Zu nennen sind hier insbesondere die Analysen von Robert Kurz sowie die Überlegungen italienischer postoperaistischer Theoretiker wie Marco Revelli, Franco ›Bifo‹ Berardi, Toni Negri u.a. (Thomas Atzert). Die Analysen unterscheiden sich weniger in der Substanz als im sprachlichen Gestus. Der ›Krisentheoretiker‹ Kurz beschwört apokalyptische Bilder: Der Konflikt erscheint ihm als Ausdruck aufbrechender weltgesellschaftlicher Widersprüche, die sich angesichts eines scheinbar alternativlosen Weltkapitalismus, in dem es derzeit nichts gibt, »was auch nur entfernt als Kampf um gesellschaftliche Emanzipation interpretiert werden könnte«, in Ethnisierung, politischem Gangsterwesen und Barbarei artikulierten. [...] Ethnokriege, Bandenherrschaft und Klientelsystem seien die destruktiven Phänomene und Folgen des nicht mehr reproduktionsfähigen Kapitalverhältnisses.

BÜCHER ALTUNDNEU
Antiquarische Bücher aus den Bereichen: Rechts-,Sozial- und Wirschaftswissenschaften sowie Philosophie, Geschichte, Kunst und Belletristik
Neue Bücher, die Mo.-Fr. bestellt werden, sind innerhalb von 24 Std. erhältlich
ANTIQUARIAT
WERNER HASCHTMANN
BORNWIESENWEG 53
60322 FRANKFURT/MAIN
TELEFON 069/59 23 43
TELEFAX 069/55 16 55
E-MAIL: haschtmann@t-online.de

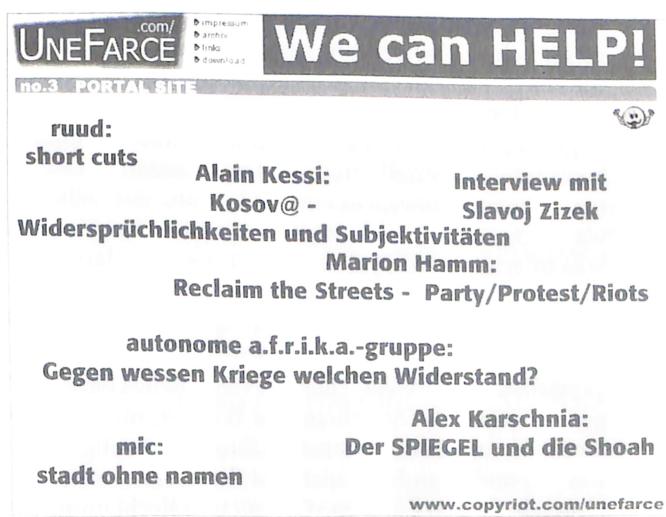
Es kann an dieser Stelle dahingestellt bleiben, ob der derzeitige ökonomische Umbruch und die damit einhergehenden Konflikte eine fundamentale Krise markieren, wie Kurz es beschwört, oder lediglich den Übergang zu einem neuen (in den Begriffen der Regulationsschule: postfordistischen) Regime fortdauernder kapitalistischer Akkumulation. Marco Revelli und andere italienische Theoretiker neigen der zweiten Lesart zu und interpretieren den Konflikt als typisch für das neue Akkumulationsregime. [...]

Einig sind sich die Analysen darin, daß der Ausgangspunkt des Krieges gegen Jugoslawien in dem Epochenbruch liegt, der sich auf politischer Ebene mit dem Datum von 1989 verbindet und der auf ökonomischer Ebene eine grundsätzliche Veränderung des warenproduzierenden Weltsystems markiert: Im Zeichen einer Weltökonomie, die von globaler Integration der Warenproduktion und des Weltmarktes gekennzeichnet ist, werden immer größere Segmente der Weltgesellschaft von der ökonomischen Entwicklung abgekoppelt und fallen aus dem Regime der globalisierten Produktion heraus. Zugleich lassen auch die entwickelten kapitalistischen Staaten den Anspruch fallen, eine gleichmäßige soziale und ökonomische Entwicklung anzustreben, wie er paradigmatisch durch das Modell Deutschland des fordistischen Klassenkompromisses der Nachkriegszeit formuliert worden war. [...] Anstelledessen werden soziale Ungleichheit und gesellschaftliche Ausgrenzung akzeptiert und durch Naturalisierungen gerechtfertigt, die entweder ethnifizierend oder gleich biologistisch daher kommen. Diese Entwicklung betrifft bestimmte gesellschaftliche Bereiche innerhalb des freien Westens ebenso wie ganze Volkswirtschaften in den Peripherien; die Unterscheidung von Erster, Zweiter, und Dritter Welt wird dabei »tendenziell enträumlicht«. [...]

Vor diesem Hintergrund konstituiert sich ein ökomomischer Ausgrenzungsimperialismus (›Festung Europa‹/›Festung Nordamerika‹) und politischer Sicherheitsimperialismus auf weltweiter wie auf binnengesellschaftlicher Ebene. Auseinandersetzungen werden in der Logik dieses Imperialismus neuen Typs nicht mehr um die Aneignung von Territorien oder die Konstituierung von Einflußzonen geführt; national zentrierte territoriale Imperien oder wirtschaftliche Einflußsphären verlieren an Bedeutung [...]. Es geht nicht um Einverleibung (auch nicht von menschlichen Ressourcen), sondern die strategische Orientierung bezieht sich darauf, sich die Überflüssigen in der Peripherie vom Leib zu halten und die kapitalistische Ökonomie »gegen störend unkontrollierte Gewaltausbrüche der Herausgefallenen und ihrer Überlebenskonkurrenz zu sichern« (ebd.). »Die von der universellen Marktwirtschaft selbst erzeugten Katastrophen sollen möglichst draußenbleiben«. Es entsteht eine weltregional gestaffelte Ausgrenzungshierarchie, die von einem Kern aus NATO und EU und wenigen mit ihnen assoziierten Ländern (z.B. Ungarn) über Satrapen- und Operettenstaaten (Kroatien) bis zu völlig unselbständigen von internationalen Organisationen oder Bandenkriegern ›verwalteten‹ Protektoraten (Kosovo) reicht und zugleich eine Verelendungshierachie bildet.

Die Logik des globalen Ausgrenzungs- und Sicherheitsimperialismus konstituiert ein neues gemeinsames Meta-Interesse zwischen den kapitalistischen Blöcken. Trotz aller Konkurrenz entsteht eine gesamtkapitalistische Geopolitik, in der die NATO unter Führung der USA zur gemeinsamen westlichen Weltpolizei wird und das Gewaltmonopol beansprucht. Als Folge ist das Ende der völkerrechtlichen Souveränität angebrochen, der Kapitalismus kann seine eigene internationale Rechtsordnung nicht mehr anerkennen.

Diese Analysen liefern einen Interpretationsrahmen für den Krieg, in dem klar wird, daß es nicht der übermächtige US-Imperialismus war, der etwa der BRD seine spezifischen Interessen aufzwang, und auch nicht umgekehrt die BRD den US-Koloß listig im Dienste teutscher Geopolitik über den Tisch zog. Allerdings ist einzuschränken, daß materialistische Globalanalysen, wie sie oben skizziert wurden, notwendigerweise pauschalen Charakter haben und deshalb Fragen offenbleiben. Dieses Problem läßt sich am Beispiel der Kurz'schen Argumentation illustrieren: Im Krieg gegen Jugoslawien sei es einmal mehr darum gegangen, die ausufernde Krise des warenproduzierenden Weltsystems weltpolizeilich einzudämmen. Da Milosevic dem Plan der EU in die Quere gekommen war, die halbwegs produktiven Teile Jugoslawiens für das warenproduzierende System verfügbar zu halten, wurde er zum Repräsentanten eines ›Schurkenstaates‹. Weil die ›humanitären Katastrophen‹ nicht mit der Krise des warenproduzierenden Systems erklärt werden dürfen, mußte der Kreuzzug gegen Milosevic den Charakter eines Kreuzzugs gegen das Böse schlechthin annehmen. Hier sind etliche Fragen zu stellen: Inwiefern lag in der Auseinandersetzung um den Kosovo eine Krise vor, die das warenproduzierende Weltsystem potentiell bedrohte? Warum sind die Konflikte in Jugoslawien überhaupt noch von Interesse, nachdem sich doch mit der Sezession Sloweniens und Kroatiens die »halbwegs produktiven« Teile schon 1991/92 aus dem Staatsverband verabschiedet haben? Welche materiellen und ideologischen Konsequenzen hatte der Kreuzzug der NATO im Kosovo, welche in der Bundesrepublik Jugoslawien, welche im restlichen Südost- und Osteuropa? Kurz gelingt es nicht, diese Fragen zu beantworten,



weil er sich in seiner materialistischen Globalanalyse weder für die politische, ökonomische und ideologische Mikrophysik des Kosovokonflikts noch für die symbolische Ökonomie der NATO-Intervention sonderlich interessiert.

Hinsichtlich der innerjugoslawischen Konflikte und der Ethnisierungsprozesse, die dem Krieg vorausgingen, unternahm Alain Kessi einen ersten Versuch, deren Eigendynamik in Bezug zur weltgesellschaftlichen Entwicklung zu analysieren. Auf die symbolischen Aspekte der NATO-Intervention schließlich soll im folgenden Abschnitt kurz eingegangen werden.

Clinton, Du Milosevic Du

Den symbolischen Rahmen des Kosovokonflikts kennzeichnet der slowenische Psychoanalytiker Slavoj Zizek mit der Feststellung, daß »ein Phänomen wie Milosevics Regime nicht ein Gegensatz zur neuen Weltordnung«, sondern ihr Symptom ist, das »ihre versteckte Wahrheit« ans Tageslicht befördert. Regimes wie das von Milosevic (oder, im Zusammenhang mit dem zweiten Golfkrieg, Saddam Hussein) seien nicht das Andere des freien Westens, sondern vielmehr »seine eigene Kreatur«, »ein Monster« nach Hausmacherart.[1]

Figuren wie Milosevic markieren die Gestalt der neuen Weltordnung in ihren ausgegrenzten, ökonomisch abgeschnittenen Sektoren: Gangster, Bandenführer jeglicher Art, ob in Belgrad oder in der Inner City von L.A. Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, den Krieg gegen Jugoslawien in Analogie zu einer Polizeiaktion, einer Razzia zu analysieren. Bei einer Polizeirazzia muß es nicht notwendigerweise darum gehen, eine materielle Bedrohung auszuräumen oder die betroffene Gegend dauerhaft unter Kontrolle zu bringen. Noch viel weniger geht es darum, für die dort lebenden Menschen, potentielle Gangster allesamt, erträgliche Lebensbedingungen herzustellen: Weder die Herrschaft der Gangs noch die Verhältnisse, die sie begründen, werden letztlich angetastet. Wesentlich ist dagegen, daß die Polizeiaktion Definitionsmacht begründet, materiell durchsetzt oder bestätigt: Definitionsmacht darüber,was eine Bedrohung darstellt und was nicht, wer guter Bürger ist und wer Krimineller, was toleriert wird und was nicht. Es geht darum zu zeigen, daß die Herrschaft der Gangs subaltern ist und auf die stillschweigende Duldung durch die übermächtige Gewalt des Staates (im Weltmaßstab: der kapitalistischen ›westlichen Wertegemeinschaft‹) angewiesen bleibt. Die scheinbare Willkür, mit der von dieser Verbrechen in manchen Situationen abgestraft werden und in anderen nicht, ist Teil eines Kontrollregimes, in dessen Rahmen »Gewalt und Recht ununterscheidbar werden« (Giorgio Agamben). Nachdem eine Gruppe (so wie ›die Serben‹) einmal als Kriminelle und Delinquenten definiert ist, hat sie letztlich keinen Anspruch mehr auf irgendwelche Rechte. Die Logik des Polizeiregimes interessiert sich nicht für Unterscheidungen zwischen Soldaten, Deserteuren und Zivilisten, Regierenden und Regierten. Die Barbarei des Westens zeigt sich nicht zuletzt auch in der Gleichgültigkeit, mit der bei solchen Polizeiaktionen tote Zivilpersonen als unvermeidliche ›Kollateralschäden‹ in Kauf genommen werden.

In der Logik von Polizeiaktionen liegt auch, daß die aggressive Moralrethorik, mit der diese begründet werden, nichts mit den realen Ergebnissen zu tun haben muß. Es ist interessant zu beobachten, daß sowohl Saddam Hussein wie auch Milosevic zunächst zum Abbild des absolut Bösen stilisiert wurden, es dann aber keinesfalls nötig war, die Kriege gegen diesen neuen Hitler auch zu gewinnen: Die Logik dieser Kriege war eben nicht die eines Kampfes für die Menschenrechte und gegen die Barbarei, sondern die einer Polizeirazzia, mit der ein paar lokale Gangs aufgemischt werden, um zu zeigen, wer Herr im Hause ist. In diesem Sinne agierte die NATO erfolgreich, ihre Intervention im Kosovokonflikt konstituierte zugleich ein Kontroll- und Polizeiregime für ganz Südosteuropa. (Es sei hier auch an die im Zusammenhang mit dem Konflikt von Fischer und Co. abgehaltenen ›Balkankonferenzen‹ erinnert, in denen die herbeizitierten Regierungschefs der südosteuropäischen Staaten im Hinblick auf den Krieg die Rolle eines Komittees ›Bürger helfen der Polizei‹ spielen durften.) Mit der Abstrafung Milosevics und der Installierung der UCK im Kosovo gelang es der NATO tatsächlich, sich als »linke Hand Gottes« (Zizek) zu etablieren.

Was nun?

Vor dem Hintergrund, daß analytische Alternativen offenbar kaum interessieren und praktische Handlungsmöglichkeiten fehlen, droht innerhalb der Linken eine weitere Ausbreitung des Zynismus. Welche praktischen Konsequenzen ergeben sich aus dieser Situation für politische Akteure, denen reine Negation und wohlfeile Distinktion nicht genügen? Wie läßt sich eine Dritte Seite formulieren, die sich der Scheinpolarisierung zwischen zivilisiertem Westen und vermeintlicher Barbarei verweigert und gleichzeitig politische Wirksamkeit entfaltet?

Eine praktische Ursache für die Lähmung der linken Opposition gegen diesen Krieg mag aus dem linker Politik zumindest in Deutschland immanenten Zwang resultieren, moralisch Stellung zu beziehen:

Wir sind die Guten. Dieser Zwang führt zur Lähmung, wenn es darum geht, sich in einer Auseinandersetzung zwischen Kontrahenten zu positionieren, für die man sich bei Verstand nicht entscheiden darf.[2] Das hat sich schon im Golfkrieg gezeigt, und ähnliche Konstellationen sind auch in künftigen militärischen Konflikten zu erwarten. Vor dem Hintergrund der Entwertung kommunistischer und sozialistischer Utopien öffnet sich der Raum für nationalistische, rassistische und ›fundamentalistische‹ Ideologien. Auseinandersetzungen, die im Zeichen dieser Ideologien ausgetragen werden, können verschiedene Dimensionen haben: Repression, Pogrom oder Revolte. Eine eindeutige Bewegungsrichtung ist schwer auszumachen, es gibt jedoch kaum mehr eine Möglichkeit, sich vorbehaltlos mit einer Partei zu identifizieren. Es kommt gerade darauf an, deutlich zu machen, daß Machthaber wie Milosevic nicht Gegner der ›neuen Weltordnung‹ sind, sondern deren Produkte. Milosevic und NATO brauchen sich für ihre jeweils partikularen Interessen. Es wäre ein lohnender Versuch, in diesem Sinne die Totalitarismus-Theorie vom Kopf auf die Beine zu stellen: Clinton, Schröder und Blair auf der einen und Milosevic auf der anderen Seite als Repräsentanten zweier Pole der Totalität des Kapitalismus?

Die Handlungsmaxime ›der Feind meines Feindes ist mein Freund‹ gehört endlich auf den Müllhaufen der Geschichte. In einer Zeit des globalisierten und entfesselten Kapitalismus macht es keinen Sinn mehr, sich mit Staaten oder nationalen Identitäten zu solidarisieren. Vielmehr muß das Ziel sein, sich mit gesellschaftlichen Gruppen oder Organisationen auszutauschen und gemeinsame Handlungsperspektiven zu entwickeln. Im Falle dieses Krieges erwies es sich als wesentliches Defizit, daß die Antikriegsbewegung vor dem Krieg praktisch keine Kontakte zu oppositionellen Gruppen in Ex-Jugoslawien geknüpft hatte. Immerhin gab es Ansätze hierfür: Alain Kessi, Florian Schneider und Mark Terkessidis haben versucht, bestehende Möglichkeiten aufzuzeigen.

Es wurde erneut deutlich, daß der außerparlamentarischen Opposition zumindest hierzulande jede soziale Erdung fehlt. Wir müssen schleunigst daran gehen, Bündnisse für konkrete politische Projekte zu schließen, die über den gewohnten Umkreis hinausreichen. Die Versuche der Initiativen »kein mensch ist illegal«, den eigenen Handlungsraum zu erweitern, sind dafür ein Beispiel.

Es stellt sich die Frage, in welcher Weise einer diskursiven Formation wie dem Kriegshumanismus entgegenzutreten ist. Hier hilft es nicht, eine Desavouierungsstrategie unter Hinweis auf die ›wirklichen‹, imperialistischen oder sonstigen Motive der Kriegstreiber zu betreiben. Wegweisend wäre vor allem eine Kampagne für die Öffnung der Grenzen für die Flüchtlinge gewesen. Der Aufruf »Break the logic of war! Desert! Open the borders!« war ein Versuch hierfür.[3] Eine breitere Auseinandersetzung darüber hätte offensichtlich werden lassen, wie humanitär diese Kriegsbefürworter tatsächlich sind.

Es ist nicht der geniale ideologische Schachzug, und es sind auch nicht die Massen, an denen es uns mangelt. Es bedarf vielmehr neuer sozialer Netzwerke all derer, die sich in Widerspruch zu den herrschenden Verhältnissen setzen wollen. Hierfür benötigen wir einen langen Atem, eine außerordentliche Frustrationstoleranz und die Bereitschaft sich verwickeln zu lassen. Dabei sollten wir nicht selbst Sicherheits- und Ausgrenzungsmechanismen im Kleinen (re)produzieren, sondern die Fähigkeit entwickeln, ›fuzzy networks‹ über ideologische Differenzen und unterschiedliche Motivationen hinweg zu knüpfen.

autonome a.f.r.i.k.a.-gruppe

Die ungekürzte Orginalfassung dieses Artikels ist in *com.une.farce* Nr. 3/1999 erschienen: [www.copyriot.com/unefarce/no3/index.asp]

Bilder entnommen aus: HKS 13 (Hg.): hoch die kampf dem. 20 Jahre Plakate autonomer Bewegungen, Verlag libertäre Assoziation und Verlag der Buchläden Schwarze Risse – Rote Straße 1999

| 1 | Boris Buden von Bastard/Arkzin zitiert eine/n Belgrader Sprayer/in, der/die das Problem mit den Worten »Slobo, Du Clinton« auf ihre Weise brilliant zusammenfaßt.

| 2 | Cynthia Cockburn verwies darauf, daß es notwendig sei, sich falschen Alternativen zu verweigern.

| 3 | Dieser Aufruf konnte an die im Zuge der Amsterdamer »Next5Minutes«-Tactical-Media-Konferenzen (zuletzt im März 1999) begonnene internationale Vernetzung anknüpfen.

txt:

- Thomas Atzert: Das Imperium schlägt alle. In: *jungle world* Nr. 25, 16.5.1999.
- Ulrich Beck: Der militärische Euro.In: *Süddeutsche Zeitung*, 1.4.1999.
- Ester Bejarano/Kurt Goldstein/Peter Gingold: Offener Brief an die Minister Fischer und Scharping. In: *Frankfurter Rundschau*, 23.4.1999.
- Franco Bifo Berardi: Offener Brief an die Männer und Frauen von ›68‹, die die Macht haben. [www.nettime.org/nettime.w3archive/199905/msg00332]
- Boris Buden: The Official Bastard(*ARKZIN*)-statement on the war in Yugoslavia, 20.4.1999. [www.nettime.org/nettime.w3archive/199904/msg00330]
- Thymian Bussemer: Der Kosovo-Krieg und die Medien. In: *Vorgänge* 38 (1999) 3, Nr. 147.
- Cynthia Cockburn: Being able to say neither/ nor. [www.copyriot.com/unefarce/portal/encore/wib]
- Alain Kessi: Kosov@/NATO. Ökonomie desKrieges und der Kommunikation. In: *com.une.farce* Nr. 2/1999 [www.copyriot.com/unefarce/no2/kosovo], gekürzt auch in *diskus* 2/99.
- Dirk Kretschmer: Die Last der Krieger. In: *diskus* 1/99.
- Robert Kurz: Ökonomie derAusgrenzung. In: *jungle world*, 5.5.1999.
- Robert Kurz: Immer wieder zweiter Weltkrieg. In: *jungle world* Nr. 30, 21.7. 1999.
- Edward W. Said: Orientalismus. Frankfurt/Berlin/Wien 1981.
- Florian Schneider: Zivile Ziele. In: *Süddeutsche Zeitung*, 20.4.1999.
- Florian Schneider: »Balkanien« – Land ohne Grenzen. In: *Freitag* Nr. 18, 30.4.1999.
- Klaus Schönberger/Claus Kostler: Der freie Westen, der vernünftige Krieg, seine linken Liebhaber und ihr okzidentaler Rassismus oder wie die Herrschaft der neuen Weltordnung in den Köpfen begann. Marbach a.N./Tübingen 1992. Vertrieb: Trotzdem-Verlag, Grafenau.
- Mark Terkessidis: Die Fiktion vom wilden Balkan. in: *taz*, 12.4.1999.
- Immanuel Wallerstein: »Bombs away!« [www.nettime.org/nettime.w3archive/199904/msg00180]
- ZAK Tübingen: Auschwitz im Kosovo? In: *ak* 427, 10.6.1999.
- Slavoj Zizek: Die doppelte Erpressung. In: *Die Zeit* 14/1999, 31.3.1999.
- Slavoj Zizek: Die Nato – die linke HandGottes? In: *Die Zeit* 26/1999, 24.6.1999.

Widersprüchlichkeite

Eine Einladung, ge

In der Diskussion um die Nato-Bombardierungen von Jugoslawien hat eine Betrachtung weitgehend gefehlt: Die Subjektivität von Kosov@-AlbanerInnen wurde kaum wahrgenommen, da nicht unmittelbar zugänglich und, vielleicht der springende Punkt, schwieriger in ein angestammtes radikal linkes Selbstverständnis und Weltbild einzuordnen als jene jugoslawischen GenossInnen, die sowohl gegen Milosevic's Politik wie auch gegen die Nato-Angriffe protestiert haben und zumeist Teile eines radikal linken Geschichtsverständnisses mit westeuropäischen AktivistInnen teilen. Nicht nur sind seit geraumer Zeit Kontakte mit anarchistischen und antimilitaristischen Kreisen in Serbien, Kroatien und anderen Regionen des ehemaligen Jugoslawiens weit stärker ausgebaut als mit ähnlichen Gruppen in Kosov@ – soweit solche existieren. Für jene westeuropäischen AktivistInnen, die eine solche Kommunikation während des Krieges hätten anleiern wollen, wirkte sich der Ausfall jeglicher Internet-Verbindungen nach Kosov@ so aus, daß Informationen aus erster Hand und auch subjektive Stellungnahmen vor Ort fast ausschließlich aus Belgrad, Novi Sad oder Kraljevo kamen, kaum aber aus Prischtina[1].

So blieb das Feld der Darstellung kosov@-albanischer Ängste, Wünsche und Hoffnungen offen für die Apparate der Ideologieproduktion der Nato und in deren Windschatten auch der UÇK-Führung, die aus je eigenen Machtstrategien heraus eine ethnisierende Emotionalisierung anstreben. Diese Emotionalisierung verarbeitet zwar existierende Gefühle, zwingt sie jedoch in ein kriegspropagandistisch verwertbares Interpretationsraster, das ihre Vielschichtigkeit und historische Verfaßtheit zudeckt. Ohne eigenen Zugang zu jenen Subjektivitäten vermag ein Teil der westeuropäischen Linken in seiner Ablehnung der Emotionalisierung nicht, die Propaganda aufzubrechen und dahinter Personen mit einer eigenen Geschichte und eigenen Lebensvorstellungen zu sehen. Zurück bleibt eine Art Verbitterung, durch die hindurch besagte Linke »die Kosov@-AlbanerInnen« als fremd, feindlich und Nato-verbündet wahrnimmt und letztlich ihrerseits ideologisiert, essentialisiert und ethnisiert.

Erste Irritation: Podium in Zürich

Für ein Podium über »Linke Perspektiven in Südosteuropa« waren Anfang September vier Leute aus verschiedenen Teilen Jugoslawiens (Zagreb, Novi Sad, Prischtina) sowie zwei aus der schweizerischen Migration eingeladen. Gemeinsam unternahmen sie den Versuch, einem politisch aktiven schweizerischen Publikum ein Gefühl dafür zu vermitteln, was es in verschiedenen regionalen Kontexten heißen mag, gegen die große Politik, gegen das Regime und dessen Machtlogik anzutreten.

Ein paar Wortklärungen mögen die Schwierigkeiten wiedergeben, das Konzept »linker« »politischer« »Opposition« auf jugoslawische Verhältnisse anzuwenden. Keiner der drei Begriffe wird von Leuten, die mit ihrem dissidenten Agieren emanzipative, anti-nationalistische, anti-rassistische, anti-patriarchale Ziele verfolgen, benutzt.

Zunächst bezeichnet in Jugoslawien der Begriff der »Politik« staatliche Strukturen, geprägt von Korruption, Unterdrückung und Täuschung. Das Buch von Dubravka Ugresic etwa, »Die Kultur der Lüge«, eines der lesenswertesten Bücher über die Kriege in Jugoslawien, trägt in der südslawischen Originalfassung den Untertitel »Antipolitische Aufsätze«; ein wichtiger Seitenhieb, der in der deutschsprachigen Ausgabe unterschlagen wurde. Nur noch das eröffnende Zitat aus György Konrads »Die Antipolitik eines Romanschriftstellers« weist noch auf den Umstand hin. Desgleichen lautet der Begriff, den Nichtregierungsorganisationen (NGOs) benutzen, um darauf hinzuweisen, daß sie keiner politischen Partei angegliedert sind, in der wörtlichen Übersetzung »unpolitisch« und nicht etwa »unparteilich«.

Die Vorstellung einer außerparlamentarischen Opposition ist nicht geläufig. Schon eher spricht von Dissidenz, wer Kämpfe gegen Unterdrückung benennen will. Die »Opposition« ist Teil der korrupten Staatsstrukturen und nimmt am nationalistischen Diskurs teil. Sie paktiert mit der Regierung, wenn sie sich daraus Vorteile erhofft, und erhebt den moralischen Zeigefinger gegen sie, wenn es ihr opportun erscheint.

Kosov@ – n und Subjektivitäten

nau hinzusehen und sich irritieren zu lassen

»Die Linke« bedeutet in Jugoslawien im allgemeinen das Regime. Die Jugoslawische Vereinigte Linke ist die Partei, die von Mira Markovic, Ehefrau des Präsidenten Slobodan Milosevic, angeführt wird. Zwar erinnern sich Leute aus einer älteren Generation, wie der am Podium teilnehmende Filmemacher aus Novi Sad, Zelimir Zilnik, noch an Versuche, vor 1989 ein (echtes) linkes Projekt gegen die (falsche) »Linke« an der Macht durchzusetzen. Aus einer anderen Tradition heraus, nämlich einem Bezug auf anarchistische Positionen, die bereits in den Jahren vor 1989 zuerst von AkademikerInnen in Jugoslawien wieder eingeführt wurden, mögen sich auch jüngere AktivistInnen, wie jene von der Autonomen Kulturfabrik Attack in Zagreb, positiv auf »linke« Ideen beziehen.

Nicht nur die Schwierigkeit, Begrifflichkeiten aus einem Schweizer Kontext auf das politische Feld (und dessen Strukturierung) in Jugoslawien zu übertragen, trat klar hervor – Jugoslawien kann in dieser Hinsicht auch nicht als Einheit gesehen werden. Der Kontext für dissidente Aktivitäten ist in Zagreb, Novi Sad oder Prischtina sehr unterschiedlich. Am provokativsten und am schwierigsten in hiesige politische Diskussionen einzureihen, erschien das Votum von Jeta Xharra, einer jungen Journalistin und Mitinitiantin eines Frauen-Medienprojektes in Prischtina.

Sie betonte, daß sie das Jugoslawien, auf das in westlichen Diskussionen immer wieder verwiesen wird, nie gekannt hat. In den achtziger und neunziger Jahren war der Kosov@ bereits gründlich ethnisiert, die Ethnisierung durch die Gewalt der Regierung und die tägliche Diskriminierung in die Körper der Leute eingeschrieben. Es konnte also zu jener Zeit nicht mehr darum gehen, Ethnisierung vorausblickend zu verhindern, sondern allenfalls deren Folgen anzugehen und Überlebensstrategien zu entwickeln. Jeta Xharra verurteilt die Vertreibungen und die Unterdrückung von SerbInnen, Roma und MuslimInnen nach dem Ende der Nato-Bombardierungen vehement und setzt sich als Journalistin dafür ein, daß diese bekannt werden. Hingegen sah sie aus ihrem Kontext heraus keine Möglichkeit, ohne Nato-Bombardierungen den fortgesetzten Angriffen der jugoslawischen Regierung auf AlbanerInnen im Kosov@ ein Ende zu setzen.

Es kann nicht darum gehen, aus der Betroffenheit einer Jeta Xharra eine höhere moralische Position zu konstruieren und ihr einfach beizupflichten. Ebenso kurz greift jedoch der in der westlichen Linken gut eingeübte Abgrenzungsgestus gegenüber den »Verbündeten des Imperialismus«. Wer sich ernsthaft nicht nur theoretisch mit den Entwicklungen auf dem Balkan beschäftigen will, sondern auch interessiert ist an Auseinandersetzungen mit Menschen, die die Geschehnisse auf dem Balkan hautnah erleben, gar an einer politischen/antipolitischen Zusammenarbeit, tut gut daran, Positionen zu kontextualisieren und das konkrete Umfeld ihrer Entstehung zu berücksichtigen.

Zweite Irritation: Vortrag mit Überraschung

Es ist eine Sache, aus dem sicheren Abstand westeuropäischer linker Analyse heraus in einem Artikel Überlegungen zu einem möglichen Verhalten zum Krieg in Jugoslawien aus radikal linker Sicht anzustellen und diese im deutschen Sprachraum zu verbreiten.[2] Etwas interessanter wird es, denselben Artikel auf Englisch zu übersetzen und diesen und damit die Überlegungen durch eine ganze Menge LeserInnen, die in verschiedenen Ländern des Balkans leben und Englisch verstehen, kritisierbar zu machen. Aufgrund besagter Übersetzung hatte ich die Gelegenheit, Überlegungen zur Ethnisierung des Sozialen[3] und zu einem möglichen Umgang mit den Fragen, die der Krieg aufwirft, an einem Abend an der American University in Blagoevgrad im Süden Bulgariens nahe der Grenze zu Makedonien Studierenden und Lehrpersonen vorzustellen.

Meine Ausführungen gaben Anlaß zu einer lebhaften Diskussion. »Wie soll das zusammen gehen, daß erst der IWF Druck ausübt, um Jugoslawiens Schulden einzutreiben, und nun bombardieren westliche Armeen Jugoslawien so, daß es nicht mehr in der Lage ist, den Schuldendienst weiter zu leisten?« – »Welches Interesse haben überhaupt die Nato-Regierungen daran, die jugoslawische Wirtschaft zu zerstören?« Es stellt sich heraus, daß gut die Hälfte der Anwesenden aus Jugoslawien, Kosov@ oder Albanien sind. Die Uni in Blagoevgrad ist Treffpunkt für Studierende aus dem gesamten Balkan und darüber hinaus zum Kaspischen Meer (der US-Regierung sei für die Stipendien und die Infrastruktur gedankt).

Einer der Anwesenden, den ich später als Journalisten aus Prischtina namens Trim Krasniqi[4] kennenlerne, fragt mich: »Warum hast du die albanische Bevölkerung Kosovas unerwähnt gelassen? Du hast gar

nicht erklärt, wo der Krieg überhaupt angefangen hat und was die Leute dort für Bemühungen unternommen haben, um die Nato hineinzuziehen.« Bei all den Überlegungen über die komplexe Wechselwirkung westlicher Interessen sowie über die Machterhaltungsstrategien einer jugoslawischen Regierungsclique habe ich tatsächlich einen wesentlichen Punkt unterschlagen oder zumindest aus großem Abstand abstrakt nur angedeutet: die Interessen, Hoffnungen und Ängste von AlbanerInnen in Kosov@. Nicht, daß ich noch nie davon gehört hätte, daß AlbanerInnen, allen voran die UÇK-Führung (UÇK steht für Ushtria Çlirimtare e Kosovës, Kosov@-Befreiungsarmee), seit Jahren bestrebt waren, eine Situation herbeizuführen, in der Nato-Truppen zum Eingreifen bewegt werden könnten. Auch Jeta Xharra hatte erklärt, wie sie in ihrer Zusammenarbeit mit BBC-Fernsehcrews darauf bedacht war, mit der Bearbeitung der Themen eine Nato-Intervention zu legitimieren.

Nicht, daß ich dieses Wissen einfach nur verdrängt hätte. Ein gewisses Gefühl für die Widersprüchlichkeiten ging mir nicht ab. Aber in meinen Diskurs integriert hatte ich das nicht. Zu heiß, die Kartoffel, vielleicht. Wie kann ich darüber reden? Wie kann ich vermitteln, daß Leute, die mir politisch und menschlich nahe stehen – wie etwa Jeta Xharra und Trim Krasniqi –, sich um ein Eingreifen der Nato bemüht haben und das auch nach den Bombardierungen noch richtig finden?

Fotokopien
Digitaldruck
Konfektion

Für alles offen bis 20.00 Uhr!

Kopier Werk
FRANKFURT

Foto Kopien

Buch- / Auflagekopien 5 Pf

Einzugskopien "Big Blue" IBM-Kopierer mit Orginaleinzug und 20/40-fach Sorter, ein- auf doppelseitig möglich, 65 Kopien/min. Ideal für Ordner oder sonstige Lose-Blatt-Werke

Staffelpreise:

1 - 499	Kopien	8 Pf
500 - 1499	Kopien	7 Pf
1500 - 2999	Kopien	6,5 Pf
Ab 3000	Kopien	6 Pf

!NEU! Mousepads nach Euren Vorlagen

Sofort Bindung Alle Bindungen sofort zum mitnehmen!

Heißleim	ab	4,00 DM
Spiralbindung	ab	2,50 DM
Wire-O-Bindung	ab	3,50 DM
Bucheinband	ab	19,00 DM

Rabatte bei höheren Auflagen!

Alle Preise bereits inklusive der gesetzlichen MwSt.

Wir vervielfältigen und binden auch Eure Diplomarbeiten und Dissertationen in überzeugender Qualität zu fairen Preisen. Holt Euch ein Angebot ein.

Kopierwerk GmbH
Adalbertstraße 21a
60486 Frankfurt am Main
Fon: 069 / 707 607 44
Fax: 069 / 707 607 45

Öffnungszeiten
Mo - Fr 8.30 - 20.00 Uhr
Sa 9.00 - 14.00 Uhr

Die Gründe für die Unfähigkeit großer Teile einer westlichen radikalen Linken, sich gedanklich und gefühlsmäßig in die besondere Lage von AlbanerInnen im Kosov@ zu versetzen, beschreibt die autonome a.f.r.i.k.a.-gruppe[5] als Balkanismus der Linken, in Anlehnung an die Orientalismus-Kritik Edward Saids. Die Unausweichlichkeit von Konflikten unter den »Völkern« auf dem Balkan, außerhalb des »zivilisierten Europas«, wird rassistisch vorausgesetzt. Dieser Rassismus drückt sich etwa auch darin aus, daß Bilder von einer drogenhandelnden UÇK, die ursprünglich zur Legitimation staatlicher Migrationskontrolle und Repression entwickelt wurden, aus linken Kreisen beschworen werden.[6] Es kann also nicht nur darum gehen, von außen radikallinkshumanitär Wege vorzuschlagen, wie die Ethnisierung der sozialen Konflikte auf dem Balkan durchbrochen werden kann. Der eigene ethnisierte Blick muß zuerst angegangen werden.

Dritte Irritation: Besuch in Prischtina

Mit Trim Krasniqi komme ich nach der Veranstaltung ins Gespräch. Er lädt mich ein, ihn am nächsten Wochenende nach Prischtina, die Hauptstadt Kosov@s, zu begleiten.

Wir machen uns zu viert auf den Weg. So können wir bei den Teilstrecken, auf denen wir Taxis nehmen müssen, die Kosten minimieren. Sieben Stunden sind wir unterwegs von Blagoevgrad im Süden Bulgariens nach Prischtina in Kosov@. Luftlinie wären es 200 Kilometer, doch die würde durch Jugoslawien führen. Über den Umweg über Skopje in Makedonien sind es fast 300 Kilometer. In Skopje essen wir in einem der zahlreichen albanischen Restaurants. Nichts ist albanisch angeschrieben. Saftige Bußen hielten die BesitzerInnen davon ab, erklären meine Begleiter. Bei den Präsidentschaftswahlen soll die albanische Bevölkerung das Zünglein an der Waage werden zwischen den Ex-KommunistInnen und den »DemokratInnen«. Nach dem ersten Wahlgang am nächsten Tag wird einer der albanischen Kandidaten seine Wahlempfehlung für den zweiten Wahlgang davon abhängig machen, daß der sozialdemokratische Kandidat für nationale Rechte für die AlbanerInnen in Makedonien eintritt, für Schulen in albanischer Sprache und für die Anerkennung der Unabhängigkeit von Kosov@. Eine Aufforderung, die mit großer Bestimmtheit zurückgewiesen wird: Es gäbe keinen Grund, die albanische Minderheit unter den verschiedenen Minderheiten derart zu bevorzugen.

Das letzte Teilstück, von der Grenze Makedoniens zu Kosov@ nach Prischtina, fahren wir in einem beladenen Mikrobus mit Züricher Nummernschildern mit. Der Fahrer lebt seit 23 Jahren in der Schweiz und bringt nun für seine Verwandtschaft Waren mit. Nie mehr würde er die Reise mit dem Auto unternehmen, meint er. Drei Tage unterwegs, über Italien nach Griechenland und Makedonien. An jeder Grenze stundenlanges Warten auf die Abfertigung. Vor dem Krieg sei das viel einfacher gewesen. Und so vieles sei jetzt zerstört, und so viele Menschen seien umgekommen. Seine Stimme wird eine der wenigen bleiben, die Leid

und Zerstörung hervorhebt und sich der Hoffnung und Aufbruchsstimmung verschließt, die große Teile der albanischen Bevölkerung in Kosov@ erfaßt hat.

In Prischtina wimmelt es von Autos, viele davon noch mit deutschen Exportschildern von September 99. Nummernschilder sind nicht vorgeschrieben, Fahrausweise haben die meisten im Krieg verloren, und Geschwindigkeitsbegrenzungen auf den Straßen gibt es nicht. Die Sichtbarkeit der KFOR-Truppen ist, entgegen meinen Erwartungen, gering, außer in der Nähe der offiziellen Gebäude. Keine Polizeikontrollen auf den Straßen. Trim Krasniqi zeigt in einer großzügigen Bewegung auf die Straßen um uns: »Siehst du, ich kann nun ruhig durch Prischtina spazieren und brauche mich nicht zu fürchten!« Ich verspüre selber eine gewisse Euphorie der Freiheit in diesen Straßen, muß an die Polizeikontrollen an jeder Straßenecke in Zürich denken oder auch an die allgegenwärtigen VerkehrspolizistInnen in Sofia.

Wir gehen an der Mensa der Universität von Prischtina vorbei, in der die berühmten Proteste von 1981 ihren Anfang genommen haben.[7] »Vor dem Krieg war es gefährlich, hier zu Fuß vorbeizugehen,« bemerkt mein Begleiter. Er kommt auf meine Ausführungen in Blagoevgrad zurück: »Es stimmt schon, daß der Aufstand 1981 anfangs nicht ethnisch definiert war. Es war aber auch nicht ein gemeinsamer Aufstand albanischer und serbischer Studierender gegen die Verhältnisse in der Mensa. Wenn die albanischen StudentInnen etwas unternahmen, sahen die serbischen nur zu, und umgekehrt.« Der Begriff der Ethnisierung taucht in unseren Gesprächen immer wieder auf – mal in scherzhaften Andeutungen, mal in ernsthafterem Kontext.

Die wunderbare Anarchie und Zwangslosigkeit, in der sich Prischtina – für jene, die nicht daraus vertrieben wurden bzw. dahin zurückkehren können! – präsentiert, erscheint mir als charakteristisch für eine Übergangsphase. Nicht für die Art von zielgerichteter Übergangsphase – genannt »Transformation« – zu einer Unterstützungsrolle in einer kapitalistischen Marktwirtschaft hin, durch die andere Länder Osteuropas unter Aufsicht des IWF, der Weltbank und der EU gepeitscht werden, sondern für meist kürzere Phasen der Nichtorganisation, in denen die verschiedenen Kräfte, die sich anschicken, einen Hegemonieanspruch zu formulieren, noch keine Gelegenheit gefunden haben, ihre Bemühungen entweder zu koordinieren oder ihre jeweiligen Einzugsbereiche gegeneinander abzustecken.

Unter der Oberfläche lauert bereits eine neue Ordnung. Offiziell gibt es keinerlei Steuereinkommen für die angehende Staatsstruktur, für das Protektorat. Es ist ein offenes Geheimnis, daß von UÇK-Kreisen, die Hashim Thaci nahe stehen, Steuern eingetrieben werden. »Die UÇK ist heilig,« betont Trim Krasniqi, »sie hat uns einen Weg aus der Passivität gezeigt und uns dazu verholfen, aus der serbischen Unterdrückung zu entkommen. Die einzelnen Führer darin aber sind gewöhnliche Menschen.« Im Gespräch mit uns erklärt der Chefredakteur einer Tageszeitung in Prischtina, daß zwischen der UÇK und der LDK (Demokratische Liga des Kosov@) von Ibrahim Rugova) ein tiefer Graben besteht, ein Graben zwischen Land und Stadt, zwischen »Kommunismus« und »Demokratie«. Die meisten UÇK-Führer seien nun arbeitslos und mangels jeglicher ziviler Ausbildung ohne Aussicht auf eine Stelle. Sie würden früher oder später entweder ihre Macht durch mafiöse Strukturen zu sichern versuchen oder im Gefängnis landen. Bereits heute würden politische GegnerInnen eingeschüchtert. Auf diese Spannungen angesprochen, will ein Vertrauter Ibrahim Rugovas nichts von tiefen Gräben wissen und meint, die jetzigen Auseinandersetzungen seien eine vorübergehende Erscheinung. Ganz abwegig ist es vielleicht trotzdem nicht, hinter den Stereotypen des Chefredakteurs tatsächliche Konfliktpotentiale zu vermuten.

Eine Sachbearbeiterin der UNMIK, der UN-Mission im Kosovo, die als zivile Administration fungiert, senkt ihre Stimme, als sie uns erzählt, wie ein gemeinnütziges Projekt, das von einem Einwohner von Prischtina angeregt wurde und das sie an sich gut findet, kaum wird realisiert werden können, weil die britischen UN-VertreterInnen sich bereits mit der entsprechenden bisherigen staatlichen Monopolfirma gut gestellt hätten und sich im Tandem mit ihr Verträge für britische Firmen erhoffen. Kaum anzunehmen, daß irgendeine UN-Länderdelegation einfach so zu gemeinnützigen Zwecken nach Kosov@ entsandt worden ist.

Beeindruckend ist die Anzahl westlicher Organisationen, die sich in Prischtina angesiedelt haben. Ein ganzes Viertel in einem reicheren Teil der Stadt ist fast ausschließlich von NGOs in Beschlag genommen worden. Von der berüchtigten IOM (Internationale Organisation für Migration, oder besser: gegen Migration) bis zum Deutschen Industrie- und Handelstag finden sich hier die verschiedensten Organisationen mit mehr oder weniger kommerziellen Interessen – Kosov@ als Geschäftsgelegenheit.

Ein Alptraum westlicher Kolonisierung? Trim Krasniqi stellt klar: »In Kosov@ kommen die verschiedensten Interessen zusammen, und das Protektorat wurde nicht einfach zum Wohle der Bevölkerung eingerichtet. Trotzdem läßt es sich keinesfalls mit der

FRÜHSTÜCKSCAFÉ

ESPRESSO - BAR

Kiesstraße 41

Frankfurt Bockenheim

Mo. - Fr.: 8 bis 20 Uhr

Sa. & So.: 9 bis 18 Uhr

CAFÉ CK KLEMM

Unterdrückung durch serbische Armee und Behörden vergleichen.«

Ein gemeinsamer Prozeß ist nötig

Die Logik der Macht und des Krieges hat AlbanerInnen in Kosov@ in eine Lage gebracht, in der sich manche für eine Eskalation des Konfliktes entschieden, um ihre Lage zu ändern. Diese Entscheidung hat in ihrer Dynamik dazu geführt, daß der Spieß gegen die nicht albanische Bevölkerung Kosov@s umgedreht wurde und jene nun verfolgt und vertrieben werden. Vielleicht hätte es Wege gegeben, solche Folgen der Befreiung eines Teils der Kosov@-Bevölkerung zu verhindern. Auf jeden Fall aber hatten jene AlbanerInnen bei ihrer Entscheidung zur Eskalation nicht die Möglichkeit, sich der von außen aufgezwungenen Machtlogik einfach zu entziehen.

Beim Umgang mit ethnisierten Konflikten scheint mir unerläßlich, zwar ihre sozialen Ursprünge und Strategien der Ethnisierung nachzuzeichnen und so essentialistische Betrachtungsweisen zu unterwandern, zugleich aber auch wahrzunehmen, daß aufgrund von Ethnisierungsprozessen ethnische Kategorien eine Realität erhalten, der sich die derart Ethnisierten nicht einfach rhetorisch entziehen können, nur weil sie Ethnisierungen daneben finden. Dabei kann es nicht darum gehen, das Verhalten auf der einen oder anderen Seite eines solchen Konflikts lediglich »von außen« zu bewerten oder zu beurteilen, sondern darum, in einem gemeinsamen Prozeß einen Weg aus der Ethnisierung herauszufinden. Dies bedingt, verschiedene Interessen, Ängste und Hoffnungen auszuhalten und Widersprüche bisweilen stehen zu lassen. Denn wer Dichotomien produziert, den Balkan »balkanisiert« und Kosov@-AlbanerInnen »albanisiert«, wirkt selber an der Ethnisierung mit.

Genau in einem solchen gemeinsamen Prozeß scheint mir ein Ansatz zur Lösung der eingangs erwähnten begrifflichen Schwierigkeiten zu liegen. Dabei geht es nicht eigentlich darum, einen Satz von mißverständlichen Begriffen nach ausführlichem Studium von Wörterbüchern durch einen anderen, besseren zu ersetzen. Vielmehr können eine gemeinsame Diskussion (mit einem gegenseitig verständlichen Vokabular), eine gemeinsame Basis oder gar eine gemeinsame Praxis nur entwickelt werden, wenn sich Menschen mit verschiedenen Geschichten und Hintergründen zusammenfinden, die tastend ausprobieren, welche Bedeutung ihr Reden über Dinge annimmt, wenn sie einander zuhören und dabei entstehende Verschiebungen in den Bedeutungen – hervorgerufen durch die Subjektivität des Gegenübers im Zusammenspiel mit der eigenen Irritation darüber – nutzbar machen. Dabei muß der Wortgebrauch nicht unbedingt aneinander angepaßt und vereinheitlicht werden. In meiner Erfahrung ist es später durchaus möglich, zu vermitteln, was in meinem Verständnis hinter einem Begriff steckt. Dazu erhalte ich aber bestimmt keine Gelegenheit, wenn ich jene Begriffe, die für mein Gegenüber anders besetzt sind, unbedacht verwende, bevor ich die Ideen veranschaulicht habe, die ich damit ausdrücken will. Diese zumindest anfängliche Unmöglichkeit, einen angestammten Wortschatz zu verwenden, zwingt mich dazu, Konzepte auch für mich präziser zu fassen, unter die mögliche Oberflächlichkeit von Schlagworten zu gehen und eingespielte Stereotypen aufzugeben, die oft durch einen bestimmten Sprachgebrauch aufrechterhalten werden. Sind die Begriffe erst einmal aus ihrer mißverständlichen Hülle geschält und in den gewünschten historischen Kontext eingebettet, stelle ich vielleicht fest, daß sich, vormals verborgen hinter einem unterschiedlichen Sprachgebrauch, viele gemeinsame Erfahrungen finden, die über die Unterschiede in den unmittelbaren Lebenssituationen hinaus weisen und an die für eine weitergehende Auseinandersetzung angeknüpft werden kann.

Alain Kessi, Sofia

Dies ist eine wesentlich erweiterte Fassung eines Artikels über die Konferenz BalkanAgenda in Zürich am 3./4. September 1999, der am 22. September 1999 in der *jungle world* erschienen ist [www.jungle-world.com/_99/39/27b]. Ebenso erschienen in *com.une.farce* Nr. 3/99.

| 1 | Wie bei der Schreibweise Kosov@, die sowohl das eher serbische Kosovo als auch das eher albanische Kosova berücksichtigt, wähle ich die Schreibweise Prischtina, um nicht sprachlich Gebietsansprüche festzuschreiben. Sowohl auf Albanisch wie auf Serbisch wird der Name der Hauptstadt Kosov@s »Prischtina« ausgeprochen. Albanisch schreibt sie sich »Prishtina«, die serbische Schreibweise wird üblicherweise transliteriert als »Pri tina« oder, wenn das s-Hácek im Schriftsatz fehlt, bisweilen mit »Pris<tina«, bei dem das Hácek (tschechisch für: Häkchen) durch das Kleinerzeichen angedeutet ist. Für eine deutsche Transliteration ist »Prischtina« zumindest plausibel.

| 2 | Alain Kessi, Kosov@/NATO: Ökonomie des Krieges und der Kommunikation, erschienen am 1. Juni 1999 in *com.une.farce* Nummer 2/99 [www.copyriot.com/unefarce] und in *diskus* 2/99.

| 3 | Siehe auch »Die Ethnisierung des Sozialen – Das Beispiel Jugoslawien – Mit aktuellem Anhang«, Materialien für einen neuen Antiimperialismus Bd. 6, Trotzdem Verlag 1999 (Erstausgabe 1993). Im Web auf [www.nadir.org/nadir/archiv/Internationalismus/jugoslawien/materialien_06], aktueller Nachtrag [www.humanrights.de/antikrieg/texte/antii_d].

| 4 | Name geändert.

| 5 | autonome a.f.r.i.k.a.-gruppe: Gegen wessen Kriege welchen Widerstand? Thesen für einen neuen Anti-Militarismus, *com.une.farce* Nr. 3/99 [www.copyriot.com/unefarce], gekürzt auch im vorliegenden Heft.

| 6 | Mit der prominenten Unterstützung des kanadischen Ökonomen Michel Chossudovsky, der in früheren Artikeln jeweils einen guten Einblick gegeben hat in Prozesse der Globalisierung und insbesondere über »Die Zerschlagung des ehemaligen Jugoslawien und die Rekolonisierung Bosniens« [www.trend.partisan.net/trd0399/t400399], bessere Übersetzung in *Materialien* Bd. 6, Nachdruck 1999), in seinem Beitrag über die UÇK und deren angebliche Verwicklungen mit dem organisierten Verbrechen [www.members.partisan.net/kosovo/ko8299] jedoch so weit geht, sich auf das verschwörungstheoretische und ausgesprochen ethnisierende »Truth in Media« [www.truthinmedia.org] zu berufen.

| 7 | Am 11.3.1981 protestierten StudentenInnen der Universität Pristina wegen der schlechten Qualität des Mensaessens und gegen die schlechten Lebens- und Arbeitsverhältnisse. Der Protest weitete sich aus zu einer Demonstration gegen die Parteiführung des Kosov@. Erst bei einer erneuten Demonstration am 26.3. tauchten erstmals nationalistische Parolen auf. Nur durch Einführung des Ausnahmezustands und nach 100 Toten konnte das Militär den Aufstand niederschlagen. Siehe »Ethnisierung des Sozialen«, Fußnote 3.

Mann im Rock

»Joschkas Farbbeutel-Transvestit« (BZ)

Anmerkungen zu Geschlechtskonstruktionen in der Presse anlässlich des Kosovo-Krieges

Verfolgt man die Presseberichterstattung in Deutschland, stellt sich der Eindruck ein, dass es in Deutschland weder eine nennenswerte Opposition noch Widerstand zum Krieg in Jugoslawien gibt. Kritische Stimmen und oppositionelle Aktionen sind eher in der Minderheit. Sollte es dennoch einmal zu einer Aktion kommen, die nicht zu übersehen ist, wird die Tat personalisiert. Sie erscheint als eine Tat ohne politischen Kontext und Inhalt. Zwar personalisiert und sensationalisiert die Boulevardpresse gern das politische Geschehen, um die Gemüter zu befriedigen und die Auflagenzahlen zu sichern, in Zeiten des Krieges wird aber diese Methode ein Mittel im Kampf um Hegemonie. Wie dieser Kampf an der »Heimatfront« funktioniert und welche Klischees dabei bedient werden, lässt sich am Fall von »Fischers Farbbeutel-Transvestit« studieren:

Wir bekennen Farbe...

» Den Farbbeutel, den ich geworfen hatte, sollte Joschka Fischer treffen und blutrot markieren. Mit ihm sollte das Herz der Grünen getroffen werden, die aus der Mitte der Gesellschaft heraus die Bombardements organisieren. Wenn J. Fischer jetzt um seine nicht beabsichtigte Ohrverletzung jammert, dann sollte er sich bitte einmal vor Augen halten, wieviele Tote durch den von ihm zu verantwortenden Krieg gynisch als Kollateralschaden abgetan werden.

An Fischers Händen klebt das Blut dieses Krieges, wie an den Händen der gesamten Partei.

Und ich finde, es liegt in der Verantwortung eines jeden einzelnen Menschen, alles dafür zu tun, daß dieser Krieg sofort beendet wird und gegebenfalls auch die Kriegstreiber Fischer, Schröder und Scharping und wie sie alle heißen, aktiv in ihrem Tun zu stoppen. Ich bereue nichts.«

Auszüge aus der Presseerklärung

boykottiert ★ sabotiert ★ desertiert

- Sofortige Beendigung aller militärischen Handlungen.
- Der »humanitäre« Krieg dient der Durchsetzung von NATO-Interessen.
- Gegen jeglichen Nationalismus.
- Grenzen auf für alle Flüchtlinge.

Ob mit oder ohne Rock
radikal gegen den Krieg

Kaum hatte auf dem Grünen Sonder- oder Kriegsparteitag ein Farbbeutel zielsicher den Außenminister Fischer getroffen, stürzte sich vor allem die Boulevardpresse auf die Tat, oder genauer: auf die TäterIn. »Besudelt von Mann im Rock«, so überschrieb *Bild* ihre Titelseite am Folgetag mit Großbildaufnahme. »Besudeln«, das klingt schmutzig und schwul, das klingt dreckig und sexuell. Besudelt werden Heiligtümer. Die TäterIn wird zur SünderIn, das Objekt zum schützenswerten – hier: nationalen – Heiligtum. Wer hätte das gedacht, dass sich die Springerpresse bemüßigt fühlt, Joseph Fischer als nationales Heiligtum zu schützen, mit ihm zusammen den Kampf an der Heimatfront aufzunehmen? Und so lässt sich vermuten, dass dieses Sakrileg nicht nur als Angriff an sich auf den Staatsapparat verstanden wird, sondern als ein Angriff, der durch die TäterIn selbst das nationale Amt verunglimpft.

Am 15.5. eröffnet dann *Bild* die Fahndung nach der TäterIn mit Großbildaufnahmen als Coverstory: »Berlin sucht Mann im Rock.« Die Tat ist nicht nur zur spannenden Kriminalstory geworden, durch den Aufruf an die gesamte Bevölkerung wird die Tat zudem zu einer Tat, die ein nationales Sicherheitsinteresse zu suggerieren scheint. Der endlich enttarnte Feind im eigenen Lande muss verfolgt und zur Strecke gebracht werden, um die nationale Einheit und Sicherheit gerade im Kriegsfalle zu gewährleisten. Die *BZ* (Berlins größte Springer-Zeitung) liefert weitere »Fakten« zur TäterIn. »Jürgen war's, ein Transvestit aus Berlin«, der tagsüber als Computerexperte arbeite, abends in Frauenkleidung herumlaufe und zu »Kreuzberger-Chaoten-Kreisen« gehöre. »Der Mann im Rock«, mit dem dubiosen Doppelleben, der »Perverse« unter dem Deckmantel der Normalität, die verwirrte ChaotIn aus der totalitären Szene: gefährlich ist, so wird uns mitgeteilt, was unbekannt und der sozialen Kontrolle entzogen ist. Nicht zugehörig zum sozialen Common Sense und Geschlechter-Anstand droht hier die Anarchie, wenn nicht Freund und Feind gleich dingfest gemacht werden. Und wissen wir nicht spätestens seit dem »Schweigen der Lämmer«, dass der Mörder nicht mehr der Gärtner, sondern der Transvestit ist? Und um sich an diesen »Abgründen« zu weiden, prangt neben der Überschrift auch noch ein passendes »Pin-Up-foto«. Die latente Homo- und Transphobie dieser

Gesellschaft feiert in Kriegszeiten fröhliche Urstände. So ist es in der neu-alten Grenzziehung zwischen drinnen und draußen, zwischen Feind und Freund auch längst nicht mehr überraschend, dass aus Außenminister Fischer zärtlich Joschka wird – nun vollends ein Familienmitglied. Um sich gleich auch als solches zu beweisen, wird ein Strafantrag gestellt. So wird die Vergangenheit nicht nur mit Farbbeuteln hinter sich gelassen.

Von Interesse ist auch hier, dass sich in der übrigen Presselandschaft nur noch die *taz* für derartig Personalisierendes interessiert. In »schwulem Glossenstil« versucht sich der Autor in der Querspalte vom 17.5. an einer Stilkritik der TäterIn. Aber nicht der politische Stil, Sinn und Zweck der Aktion, werden glossenhaft diskutiert und persifliert, nein, der Autor bemängelt den geschmacklosen Kleidungsstil dieser »militanten Tucke«, die mit ihrer »halbgaren Tat« doch nur aus Geltungssucht gehandelt habe. Auch ein *taz*-Autor sieht offenbar nur einen legitimen Ort für »Männer im Rock«: die Bühne. Dass diese schon in vielen Kriegen den Soldaten als Erheiterung im Feld gedient haben, damit sie umso fröhlicher zum Töten und Sterben aufbrechen, bleibt ihm verborgen. Politisch sind Männer im Rock für den Autor aufgrund ihrer Person nicht ernstzunehmen. Transphobie feiert also auch in homophilen Kreisen Auferstehung. Kurz, ästhetische Kritik im politischen Diskurs stellt immer ein heikles Unterfangen dar, sie kann dazu dienen, politische Argumentationen kritisch zu untermauern, sie kann diese aber genauso untergraben. Diese Art der Ästhetisierung von Politik kann man in der kritischen Kultur auch fürchten lernen.

Doch warum gibt es diesen irren Medienhype? Farbbeutel fliegen viele, auch auf Herrn Fischer, Männer in Röcken sieht man auf jeder Modenschau. Vor dem Hintergrund des Krieges, auf den die deutsche Gesellschaft eingeschworen werden soll, werden eben auch andere Zusammenhänge sichtbar.

In Krisenzeiten muss jeder »seinen Mann« stehen. Ohne eine Kritik an hegemonialer Männlichkeit sind die Durchhalteparolen des »Siegen-Müssens um jeden Preis« nicht zu verstehen. Dies wird auch an der absoluten Dominanz des Militärs in der Berichterstattung offensichtlich, nicht nur in Bezug auf militärische, sondern gerade auch auf humanitäre Informationen. In Kriegen werden Geschlechterverhältnisse eben auch immer festgezurrt. Es geht hierbei insbesondere um die Festigung von Männlichkeitskonzepten. Verbrämt mit vermeintlicher Humanität sind es die Prinzipien von Durchhalten, Stärke und Siegen, die in diesen Zeiten wieder aufscheinen. In diesem Zusammenhang werden durch die Tat des »Mannes im Rock« nicht nur Verantwortliche für den Krieg markiert, sondern auch Geschlechterverhältnisse in Frage gestellt.

Und so zeigt sich eben auch das Doppelgesicht des Liberalismus, Toleranz gegenüber Minderheiten, solange es nichts kostet. Aber es geht um weitaus mehr: Denn deutlich wird nicht nur, dass diese Toleranz lediglich situationsgebundenes Krisenmanagement darstellt, sondern auch dass mit Hilfe der Begrenzung des sozial Tolerablen Politik gemacht wird und Zustimmungen produziert werden. Dass Sexualität und Geschlechts-Non-Konformität dafür besonders taugliche Instrumente sind, ist zwar keine neue, aber derzeit dennoch eine bittere Erkenntnis.

Der Feind im eigenen Lande ist nicht nur der »Volksverräter« (Gysi), sondern auch der »Perverse«, der durch seinen unberechenbaren Lebenswandel der Front in den Rücken fällt. Im Umgang mit Minderheiten zeigt sich das wirkliche Gesicht einer Gesellschaft.

Corinna Genschel/Arnd Hofmeister

Aus *Freitag Nr.* 23, 4. Juni 1999. Wir danken für die Abdruckgenehmigung.

Trans Queerrr Express

(you make me) feel like ...

> Konstellationen

Warum ist plötzlich alles queer – und was soll das bitte schön sein? Seit längerem taucht im weiten Feld der Geschlechterverhältnisse vermehrt das q-Wort auf und wird dabei unterschiedlich verwendet. In den schwul dominierten schwul-lesbischen Szenen ist es meist gleichbedeutend mit homosexuell. So trägt die kommerziell ausgerichtete »Monatszeitung für Schwule und Lesben« den Haupttitel *Queer*. Thematisch richtet sie sich überwiegend an junge, fun-orientierte Schwule, politisch geht es in der Regel um Forderungen nach bürgerlicher Gleichberechtigung, sei es in Ehe oder Bundeswehr.

Über *queer studies* wird derzeit verstärkt in Uni-Kreisen diskutiert. Während es in den *gay and lesbian studies* eher um Sichtbarmachung von lesbischer und schwuler Geschichte und Identität geht, werden hier auch die Ausschlüsse thematisiert, die mit der Konstruktion solcher Identitäten einhergehen – wobei diese vielleicht noch um einiges verzwickter funktionieren als die der Hetero-Welt. Die vorgebliche Natürlichkeit der Heterosexualität soll in den queer studies nicht in erster Linie dadurch angekratzt werden, daß die Lebensgeschichten des ›anderen Ufers‹ sichtbar gemacht werden. Vielmehr sind die lesbischen und schwulen Welten nicht das gänzlich Andere, sondern selbst von Linien der heterosexuellen Matrix geprägt. Es geht dann nicht nur um eine spezifische Thematisierung von Existenzen, die aus diesen Rastern herausfallen bzw. sie unterlaufen, sondern eher um die kritische Fokusierung des ›unmarkierten‹ Zentrums des gender-Regimes (weiß, hetero, ...).

Als queer oder ähnliches werden alltäglich Differenzen nicht nur zum Hetero-Normalismus artikuliert, sondern auch zur ganz normalen Homo-Welt; etwa von der trash-Tunte, die womöglich gerne Kicker spielt und Dosenbier trinkt und in den normalen Umgangsweisen der schicken maskulinistischen Szene keinen Platz hat. Oft wird aber geäußert, hierzulande bestehe eine Kluft zwischen den (sub)akademisch ausgeloteten queeren Existenzweisen und den täglich gelebten Praktiken. Das Thema ›Geschlechterdurcheinander zwischen Unidiskurs und Clubleben‹ wurde im Feuilleton von *Die Zeit* bis *Spex* letztes Jahr u.a. anläßlich des Romans »Tomboy« von Thomas Meinecke verhandelt. Das queer-Werden der Hauptperson besteht weitgehend in der Beschäftigung mit trockener gender-Theorie; seitenweise tagebuchartige Exzerpte einschlägiger Texte rund um den Butler-Boom illustrieren diese Selbsttechnik. Gleichfalls stilisiert ist eine Trans-Figur der Szenerie, die soweit wie möglich als Frau lebt, katholischer Mystik frönt, sich ansonsten aber kaum um kopflastige Grübeleien schert. Der Roman wurde vielfach als Ausdruck und Teil der Schwierigkeit rezipiert, aus ›Theorie‹ und ›Leben‹ ein flirrendes Verhältnis zu machen.[1]

Verbreitet ist die Einschätzung, queer sei entweder nichts anderes als schwullesbischer mainstream oder ein neuer um Originalität bemühter universitärer Trenddiskurs – eine Kopfgeburt ohne Bewegung also. Zumindest würden kritische Reflektion und Alltagspraktiken auseinanderfallen. In heterosexuell dominierten linken Kreisen ist denn auch der Verdacht verbreitet, bei queer handele es sich wohl nicht um etwas sonderlich Radikales. Zeitgeistgemäß wird mit »quer« ja gern alles bezeichnet, was ›so ein bißchen anders‹ ist, letztlich aber die Verhältnisse nicht grundlegend in Frage stellt, wie etwa der Kommentar in der »Querspalte« der *taz*.

Das Gerede über die Kluft zwischen queerer Theorie und Praxis ist selber allzuoft von einem engen traditionellen Verständnis intellektueller Produktion geprägt. Wissen von/über queer wird aber nicht nur in akademisch-professionellen Texten generiert und weitergegeben, sondern auch – entscheidender – in kleinen populären Fanzines, Flyern, Musiksendungen, in Polit-Kabaretts, auf Performances bei Demos etc. Die Ankündigung einer feministischen Arbeitsgruppe unter dem Label »quer*rr* theory« etwa markiert mit den vielen *rrr*s Differenz zur unaktivistischen Theoriehuberei und zum angepaßten Spaßterror – ähnlich wie die riot grrrls sich von den netten girlies abgrenzen. Es wird eben auch nach Verbindungen von queerrren Theorien und Politiken gesucht bzw. diese hergestellt, wie zuletzt auch während der Frankfurter Tagung »Queer – beliebt oder beliebig???« [www.copyriot.com/queer].

Queer soll dabei gerade nicht als neueste Mode auf dem Identitäten-Jahrmarkt dienen. In der »queer«-Ausgabe der *Tuntentinte* heißt es in einem Interview

mit OrganisatorInnen der Queer-Parties im Kreuzberger SO 36: »Queer kann nicht heißen, ich wußte nie, wo ich hingehöre, und jetzt bin ich halt queer. Das ist ein falscher Ansatz.«[2] Es geht nun nicht um den Rückgriff auf vermeindlich vorgelagerte homogene Miniatur-Identitäten, sondern um die Betonung des Gegensatzes von queer zu straight, von verquer zu gerade. Vorbehalte gibt es, wenn sich plötzlich alle möglichen Leute als queer bezeichnen, die selber weitgehend in heteronormalen Verhältnisse leben und nicht homo/transphober Diskriminierung ausgesetzt sind, queer also bloß als gelegentlichen Freizeitgag betreiben (›queer for fun‹). So gibt es Stimmen, die die autonome »Homolandwoche« gegen eine Umbenennung in »Queer Country Week« verteidigen, damit sich das erkämpfte Homo-Selbstverständnis nicht in eine beliebige queere hipness auflöst.[3]

Queer ist eben selber ein differenziertes Feld, in dem um verschiedene politische Haltungen gekämpft wird. Außerdem läuft auch nicht jede queere Bewegung unter dem q-Label, sondern ist meist in erster Linie in andere Kontexte eingebunden, da q ja auch nie isoliert von den politischen Linien x, y oder z vorkommt. Zu nennen sind etwa die Edutainment-Shows des Berliner *Salon Oriental*, eine Art Party-Travestie, die mit dem Projekt *kanak attak* verbunden ist, welches mit Nachdruck radikale antiidentitäre antirassistische Politik propagiert[4]; oder aber der Block *Queer Adventure Tours* bei der Gegen-Demonstration zum Nazi-Aufmarsch am 1. Mai in Leipzig.

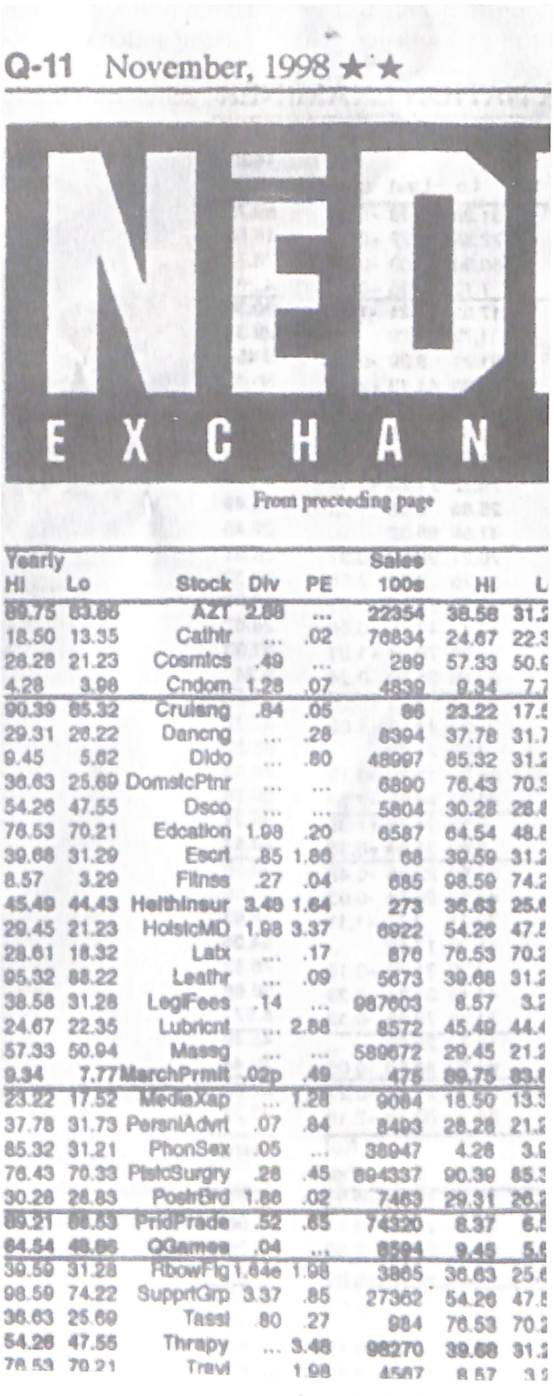
>> Bezeichnungen

Bei der Importierung queerer Konzepte aus dem US-amerikanischen Kontext wurden hierzulande einige für die dortige Geschichte zentralen Elemente an den Rand gedrängt. So war »queer« anfangs nicht zeitgeistig-unscharf konnotiert sondern ein bad word, mit dem Haß ausgesprochen und Gewalt verbunden war gegen all jene, die nicht ganz richtig, nicht straight waren, also aus der ›natürlichen Ordnung der Dinge‹ herausfielen.[5] So etwas wie eine queer community wurde negativ vermittels Repression und Diskriminierung formiert, durch Ausschluß der als »pervers + gefährlich + abschaumhaft = queer« Geltenden aus der nationalen Gemeinschaft. Vor allem in den Kämpfen gegen die staatlich-zivilgesellschaftliche Regulierung der sozialen Dimensionen von HIV und AIDS wurde queer in eine positive, rotzige, Selbsbezeichnung verwandelt. In populären Aktionen etwa von ACT UP protestierte Ende der 80er Jahre ein relativ breites Spektrum betroffener Szenen gegen die US-AIDS-Politik.[6] Die meisten dieser Projekte gingen aber im Laufe der Zeit von Basis- zur Repräsentationspolitik über; die Entwicklungen der bundesdeutschen AIDS-Hilfen verliefen darin ähnlich.[7] Bei der Gründung von »Queer Nation« im US-Kontext war noch die Differenz zur Staatsnation angezeigt, anders als in Deutschland, wenn derzeit in bürgerlichen Kreisen eine »LesBiSchwule« oder »queere« Nation ausgerufen wird und der Hauptstadt-CSD triumphierend durch's Brandenburger Tor führt.

Mit dem eingedeutschten queer wird im Alltag meist kaum etwas Widerständig-Antibürgerliches assoziiert. Anders ist dies schon bei Wörtern, die mit Transsexuellen in Verbindung gebracht werden. Bei dem Wort »Transe« ist die Bedeutung als Schimpfwort für abweichendes Verhalten deutlich und die Umwandlungsarbeit in eine stolz-aggressive Selbstbezeichnung präsent. Aber ist mit »transig« nicht meist etwas gemeint, was sich von Mann zu Frau bewegt oder tuntig-schwul codiert ist? Darin tauchen dann die Bewegungen der maskulinen Frauen, der drag kings, kessen Väter, butches, Frau-zu-Mann-Transgeschlechtlichen etc. nicht auf, werden also in der üblichen Wahrnehmung eher unsichtbar gemacht als offen gedisst.

Bei »trans(ig)« schwingt üblicherweise auch die weitverbreitete Vorstellung mit, es gebe genau zwei Geschlechtspole – wie plus und minus asymetrisch mächtig –, und auf einem festgelegten Transit-Weg seien nur Wanderungen von einem zum anderen möglich. Nun gibt es aber auch davon abweichende Trans-Aktionen, die nicht einen der Pole anpeilen, sondern auf queeren Linien verlaufen und die Trans-Formation des ganzen settings verfolgen. Statt aber derart die agents der heterosexuellen Matrix in die Flucht schlagen zu können, werden solche Bewegungen weitgehend ausgeschlossen. Die Zurichtung geschlechtlicher Subjekte per Gewalt nimmt nicht ab (Maßregelung von › geschlechtsuntypischen ‹ Kindern, Homo/Transen-›Klatschen‹, ...), auch wenn sich zumindest in den Metropolen nicht-heterosexistische Schutzräume herausgebildet haben. Zugenommen hat die einhegende Toleranz ›anderer Lebensweisen‹, bei der radikale Differenz abgetrennt wird von akzeptiertem Anderssein. Die hegemonialen Männlich- und Weiblichkeitsstereotypen sind dabei in bestimmten Maße flexibel, auch in der kommerziellen Werbung werden bestimmte drag-Elemente aufgenommen, dabei aber spezifisch umgewandelt, gewissermassen entschärft (z.B. *West*). Androgyne Phantasien tauchen offenbar immer wieder auch in hegemonialen Diskursen auf.[8] Inwieweit flexibilisiert sich so die normale Geschlechterordnung?

Es kommt in queeren Praktiken/Politiken drauf an, mit den heterosexistischen Keimzellen, wie dem Konzept Ehe/Kleinfamilie, zu brechen und diese nicht einfach etwa in schwul/lesbischen Lebensgemeinschaften weiterzuführen – sich also nicht um der lieben Anerkennung wegen zu assimilieren. Queerrr würde eben auch bedeuten, die Trennung von einer ›sexuellen‹ Zweier-Beziehungen vs. allen anderen ›platonischen‹ Verhältnissen zu überwinden und eher zu knarzig-flirrenden Freundschafts-Kontexten zu gelangen.



Q-11 November, 1998 ★★

NED

EXCHAN

From preceding page

Yearly Hi	Lo	Stock	Div	PE	Sales 100s	Hi	L
89.75	83.88	AZT	2.88	...	22354	38.58	31.2
18.50	13.35	Cathtr	...	.02	76834	24.67	22.3
28.28	21.23	Cosmtcs	.49	...	289	57.33	50.6
4.28	3.98	Cndom	1.28	.07	4839	9.34	7.7
90.39	85.32	Cruisng	.84	.05	86	23.22	17.5
29.31	26.22	Dancng	...	.28	8394	37.78	31.7
9.45	5.62	Dildo	...	.80	48997	85.32	31.2
36.63	25.69	DomsticPtnr	...	...	6890	76.43	70.3
54.26	47.55	Dsco	...	...	5804	30.28	28.8
76.53	70.21	Edcation	1.08	.20	6587	64.54	48.8
39.68	31.29	Escrt	.85	1.86	68	39.59	31.2
8.57	3.29	Fitnss	.27	.04	685	98.59	74.2
45.49	44.43	HelthInsur	3.48	1.64	273	36.63	25.6
29.45	21.23	HolstcMD	1.08	3.37	6922	54.26	47.2
28.61	18.32	Latx	...	.17	876	76.53	70.2
95.32	88.22	Leathr	...	.09	5673	39.68	31.2
38.58	31.26	LegiFees	.14	...	987603	8.57	3.2
24.67	22.35	Lubricnt	...	2.88	8572	45.49	44.4
57.33	50.94	Massg	...	...	589672	29.45	21.2
9.34	7.77	MarchPrmit	.02p	.49	475	89.75	83.8
23.22	17.52	MediaXap	...	1.28	9084	18.50	13.3
37.78	31.73	PersnlAdvrt	.07	.84	8493	28.28	21.2
85.32	31.21	PhonSex	.05	...	38947	4.28	3.9
76.43	70.33	PlstcSurgry	.28	.45	894337	90.39	85.3
30.28	28.83	PoetrBrd	1.88	.02	7463	29.31	26.2
89.21	86.53	PridPrade	.52	.85	74320	8.37	6.5
64.54	49.86	QGames	.04	...	8594	9.45	5.8
39.59	31.28	RbowFlg	1.64e	1.98	3865	36.63	25.6
98.59	74.22	SupprtGrp	3.37	.85	27362	54.26	47.5
36.63	25.69	Tassl	.80	.27	984	76.53	70.2
54.26	47.55	Thrapy	...	3.48	98270	39.68	31.2
76.53	70.21	Travl		1.98	4587	8.57	3.9

Queer Nation Examiner 11/98

>>> Ereignisse

Wie können Praktiken sichtbar gemacht werden, Aktionen Räume erschließen, in denen queer weder von der maskulinistisch dominierten Homo- noch der Heten-Normalität vereinnahmt wird? Versuche der (Wieder-)Aneignung von kweerrr gibt es ja genug. Eine Strategie besteht darin, der gängigen Geschichtsschreibung entgegenzuwirken. Rund um den alljährlich in vielen Großstädten stattfindenden Christopher-Street-Day wird schwules/lesbisch/queeres/... Selbstverständnis und dessen Repräsentation verhandelt. Die offiziellen Vertreter lesbischwuler Kultur in der bürgerlichen Öffentlichkeit, wie die Funktionäre des LSVD (Lesben- und Schwulenverband Deutschland), tun dabei alles, die Erinnerung an die riots von 1969 rund um die Kneipe Stonewall Inn in der New Yorker Christopher Street für die Sehnsucht nach dem Trauschein zu vereinnahmen. »Stonewall« taugt meist als bürgerliche Ikone; von radikalen linken Projekten wie der Gay Liberation Front, die in den 70ern Politik machten, ist bei den Feierlichkeiten heute selten die Rede.[9] Dabei ging es den StraßenkämpferInnen dieser Tage nicht um eine Assimilation an die Bürgerlichkeit, sondern darum sich der Repression zu wehren.

Gegenwärtige radikale AktivistInnen, die mit olivrosa Realo-Politik nichts zu tun haben wollen, suchen diese CSD-Paraden zu stören und eine andere Geschichte präsent zu machen; sei es mit einem »Rattenwagen« in Berlin (bzw. einem Gegen-CSD), Chaos-Transparenten wie »dafür«/»dagegen«/»Bildet Ghettos« in Frankfurt oder der Ankündigung beim Kölner CSD-Büro, zum diesjährigen Jubiläumsumzug eine Neuauflage der historischen Straßenschlacht zwischen Polizei und *Angry Queers* zu inszenieren.[10] Solche Einsätze wirken vielleicht auf den ersten Blick marginal und chancenlos, die mediale Repräsentation der we-are-family-and-nation-Mehrheit nachhhaltig zu stören. So wer-

den aber zumindest Ereignisse provoziert, bei denen klar gemacht wird »Wir wollen weder Nation noch Familie – Stonewall was a riot!« und vielleicht auch andauernde connections entstehen können.

Wo kommt transige queerness alltäglich vor? Wenn es nicht eine feste identitäre Eigenschaft sein kann, die man ›hat‹ oder ›ist‹, geht es also eher um situative Verbindungen oder eine fluide Haltung, in denen die asymetrische Bipolarität der Geschlechter zu Bruch geht oder zumindest Risse bekommt. Aber wie unterscheidet sich das von den gängigen Praktiken, in denen ein ironischer Umgang mit Geschlechtlichkeit gerade zur Stabilisierung derselben beiträgt? Im Kölner Karneval etwa wird die Figur der »Jungfrau« im »Dreigestirn« (es gibt noch »Prinz« und »Bauer« ...) traditionellerweise von einem Mann verkörpert, was der allgemeinen Erheiterung dient. Dem haftet wenig Subversives an, eben durch die Art der Inszenierung von ›Weiblichkeit‹ durch jemanden, der dabei immer als Hetero-Mann markiert bleiben will, wird die protonormalistische Ordnung gestützt. Dies wurde bei einem Provinzverein erst dann zum Problem, als der Darsteller im ›wirklichen Leben‹ Männer liebte, was seinen Ausschluß als Schwuler aus der traditionellen Performance zur Folge hatte.

Männliche oder weibliche Codes werden von verschiedenen Positionen und Kontexten angeeignet und umgearbeitet. Eine Lesbe, die als schwuler Stripper in einem Club arbeitet[11], bewegt sich anders durch Homo-Welten in der heterosexuellen Matrix als ein schwules Transen-Kabarett. Es sind eben auch die problematischen Elemente von konkreten cross dressings und gender passings in den Blick zu bekommen. Während in Schwulen-Kreisen die ironische Performance des Tuntigen schlechtestenfalls dazu beitragen kann, über als feminin geltende Umgangsweisen zu lachen und sich der eigenen Maskulinität zu versichern, gibt es in lesbischen Szenen Diskussionen, inwieweit zur Schau gestelltes machistisches Verhalten u.U. nicht nur die patriarchalen Gesten wiederholt, ohne sie zu brechen.[12]

Nicht an der Kleidung läßt sich ein queergrad ablesen, die Haltung derselben, die Bezogenheit zum Körper, die Spiele mit Distanz und Aneignung sind entscheidend. Glamor allein ist kein Kennzeichen von Subversion, es zählt die gelebte Umeignung der Codes. Ob die gängigen Repräsentationen heteronormalen Begehrens in dem konkreten Raum unterlaufen werden können, liegt nun gerade nicht allein in den Händen von drag kings/queens, Anzug- und Fummeltragenden oder deren profaneren Varianten. Tendenziell werden Abweichungen wieder rückgebunden, sei es durch weglachen, belächeln, ignorieren. Auch in zwar um die Debatten ›wissenden‹, dadurch aber nicht unbedingt dafür aufgeschlosseneren Kreisen, werden u.U. solche subversiven Versuche gelangweilt abgetan; schnell ist das uncool-Verdikt ausgesprochen (»das ist nicht camp«), während man selbst in einem geschlechtermäßig unangezweifeltem outfit rumsteht (»wir sind hier nicht bei *Paris is burning*, sondern in Bokkenheim, Leute«). Es kommt auf Korrespondenzen an, ob die erprobten queeren Elemente aufgenommen und weiterbearbeitet werden – mehr auf kollektive, denn isolierte brillante Praktiken.

Entstehen also in einem solchen Geflecht aus Style und Umgangsweisen der Leute, Raumausstattung und Musik etc. queere Plätze und Ereignisse? Dabei lassen sich in der Art und Weise wie Szenen organisiert werden, unterschiedliche Ziele und Vorstellungen von Kollektivität ausmachen. Ist das Ganze so aufgezogen, daß nur das Konsumverhalten von vereinzelten Partygrüppchen angeregt werden soll – oder ist es ein low budget Konzept, bei dem es darum geht, neue kollektive Situationen zu provozieren? Eine Garantie auf klare Differenz der Subkulturen vom kommerziellen mainstream gibt es dabei bekanntermaßen nicht. Auch ist nicht alles, nur weil es kommerziell organisiert wird, gleich unter hip-Aspekten zu verdammen oder politisch zu verurteilen. Dem Laden *Transformation* (Bahnhofsviertel FfM) etwa haftet zwar wenig antibürgerlicher Charme an, trotzdem bieten die Verkaufsräume die geschützte Möglichkeit, sich in die Schale des anderen Geschlechts zu schmeißen –

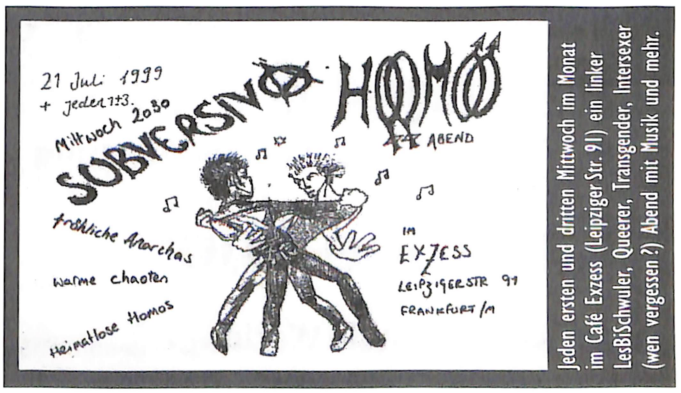
allerdings wie so oft nur von Mann zu Frau. Dies bietet angesichts einer überwiegend transphoben Gesellschaft Schutzraum vor Gewalt. Mit dem Kommerzcharakter des Ladens hängen aber die typischen Ausschlüsse bzw. Engführungen des Programms zusammen. Angesprochen werden soll der zahlungskräftige Mittelstandsmann, vorgesehen ist eine ›eindeutige‹ Verwandlung, im teuren Transformationsmenü wird nur das Repertoire klassischer Träume von Weiblichkeit angeboten. Vielleicht sind die Schmink-, Schuh- und Anzugabteilungen der *Kaufhalle* geeignetere Treffpunkte ...

>>>> Bewegungen

Wird nach queeren Praktiken gefragt, werden zumeist solche der auffälligen Maskerade, der theatralischen Performance herangezogen. Wenn transskweerrr nun alltäglich stattfindet – oder eben nicht –, ginge es aber gerade darum, jene unspektakulären Aktivitäten, die profanen Performanzen, in den Blick zu bekommen. Dann läßt sich vielleicht auch der Frage nachgehen, welchen gesellschaftlichen Bedingungen trans/queer-werden unterliegt, weil es ja keine rein individuelle Entscheidung ist, so werden zu wollen/können oder nicht. Was sind nun die ordnenden Linien des profanen Lebens und wie können sie verschoben werden?

Das Experimentieren mit bzw. Abweichen von geschlechtlichen Existenzweisen ist je nach Räumen mit formierenden Zwängen konfroniert, sei es beim Job, in den eigenen vier Wänden, in Kneipen und Kinos, auf öffentlichen Plätzen oder auf staatlichen Ämtern. Die Trennung in öffentliche und private Sphären wurde insbesondere von den neuen Frauenbewegungen kritisiert und damit verbunden auch die herrschende geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Auch wenn es Tendenzen zur Flexibilisierung gibt, wird Heterosexualität weiterhin massiv durch das duale System bezahlte Lohn- und unbezahlte Hausarbeit reproduziert. In den jeweiligen Verhältnissen wird »sexuelle Arbeit« verrichtet, bei denen geschlechtsspezifische Subjektivitäten gefordert und hergestellt werden. Wichtig sind nicht nur Party-, sondern auch andere Lebens- und Arbeitsräume, in denen die heterosexuelle Geschlechterordnung nicht bruchlos reproduziert wird – und die womöglich noch zur Abschaffung der abscheulichen Lohnarbeit beitragen. In einer lesbisch organisierten Autowerkstatt entstehen z.B. andere soziale Verbindungen als in einem heteronormalen Betrieb.[13]

Statt Betteln um Teihabe sind agressivere Töne angebracht: sich die Räume zu nehmen und so auch Druck auf diejenigen auszuüben, die vom Marsch durch die Institutionen nicht lassen wollen. Mit der Konstituierung der Neuen Mitte ist auch der bürgerliche Teil der Schwulen- und Lesben-Bewegung im Staatsprojekt angekommen. Gegen die Homo-Ehe als Kern-Issue dieser Reformpolitik machen einige linke Gruppen Politik, z.B. *Schlampagne* oder *Beck-up* (Volker Beck ist Vorsitzender des LSVD und grünes MdB). Sich direkt an den Diskursen um Regierungspolitik abzuarbeiten, also sich mit Fragen zu beschäftigen, die



Jetzt mit
mehr Inhalt!

Jungle World
Die Wochenzeitung

im Probe-Abo:

☐ Ja, ich will Jungle World
6 Wochen für 20 Mark testen.

Das Abo verlängert sich nicht automatisch.
Einen Zwanzigmarkschein oder einen Scheck
habe ich beigelegt.

Name

Vorname

Straße, Nr.

PLZ, Ort

diskus 3/99

Jungle World - Bergmannstr. 68 - 10961 Berlin

man sich nicht stellen will, kann aber nicht nur ermüdend sein, sondern läßt oftmals radikale Perspektiven untergehen.

Linke queere Politiken funktionieren wenn dann nur als temporäre Verbindungen heterogener Szenen; woher die Leute sich jeweils annähern ist höchst verschieden. Annahmen, im Kessel queeres hätten alle die gleichen Positionen, macht Distanzierungen, auch optionalen identitären Rückzug (als lesbische Transe, femme of color ...) nötig, um sich nicht wider Willen in der falschen Konstellation im gleichen Boot wiederzufinden.[14]

Der Vorstellung von *einer* queeren Bewegung anzuhängen ist deshalb auch kontraproduktiv. Allzu leicht wird eine lineare Geschichte von Ursprungsmythos (glorreiches Stonewall) und Niedergang (poprepressive Berliner Republik) geschrieben; dabei werden spezifische Ausschlüsse derjenigen vorgenommen, die in dieser homogenisierenden Erzählung nur einen Rand- oder gar keinen Platz haben. Stattdessen geht es um ein unheroisches Bewegungsverständnis, um Wahrnehmung und Kritik von internen Kämpfen um Meinungsführerschaft und Repräsentation, Bündnissen, Widersprüchen und Differenzen. Derart können dann connections ineinandergreifen, ohne unlösbar miteinander verkettet zu sein. Nicht zuletzt können so Korrespondenzen über die abschaffungswürdigen Zustände und entsprechende Praktiken entstehen. Ob dies dann »queerrr« oder »trans« oder noch was anderes ist, ist – so es denn passiert – nicht entscheidend; Worte werden sich schon finden lassen.

Wolfgang Hörbe/Monika Mecha

| 1 | vgl. Manfred Hermes: Vivian rennt. »Tomboy« von Thomas Meinecke, in *Texte zur Kunst* 32/99, S. 132–153; vgl. auch: Entgegnung. Leserbrief von Thomas Meinecke, in *Texte zur Kunst* 33/99, S. 218
| 2 | *Tuntentinte* (Hg. v. Institut zur Verzögerung & Beschleunigung der Zeit, Berlin) Nr. 16, S. 13
| 3 | Sascha Berlinskij: Kwier und wier, in *Tuntentinte* 16, S. 6
| 4 | vgl. ›Dieser Song gehört uns!‹ in *diskus* 1/99, S. 16
| 5 | vgl. Sabine Hark: Queer Interventionen, in: *Feministische Studien* 2/1993; S. 103–109
| 6 | vgl. Corinna Genschel: Umkämpfte sexualpolitische Räume. Queer als Symptom, in: Etgeton/Hark (Hg.): Freundschaft unter Vorbehalt. Chancen und Grenzen lesbisch-schwuler Bündnisse, Berlin (Quer Verlag) 1997; S. 77–98
| 7 | vgl. ›Solidarität der Uneinsichtigen. Interview mit der Aidshilfe Frankfurt‹, in *Die Beute* 4/94, S. 107–113
| 8 | vgl. Ulla Link-Heer: Wird Androgynität normal? Zur Entfaltung imaginierter Geschlechtlichkeit zwischen zwei Fins de Siècle, in: *kulturRevolution* Nr. 27/1992; S. 46–49
| 9 | vgl. Georg Klauda: Sweet! Bullshit! In *Gigi* (Zeitschrift für sexuelle Emanzipation, Hg. v. Förderverein des wissenschaftlich-humanitären komitees, Berlin) Nr. 4/99, S. 14ff [www.whk.org/gigi]
| 10 | *Gigi* 2/99, S. 10ff
| 11 | vgl. ›Das Gespräch mit Andy Daim, schwuler Stripper und Lesbe‹, in *Tuntentinte* 16, S. 26ff
| 12 | vgl. *Blau* (Berliner Frauenzeitung) Nr. 18+19, S. 7ff [www.txt.de/blau]
| 13 | vgl. Pauline Boudry/Brigitte Kuster/Renate Lorenz: I cook for sex – Einführung, in dies. (Hg.): Reproduktionskonten fälschen! Heterosexualität, Arbeit & Zuhause, Berlin (b_books) 1999; 6–35
| 14 | vgl. Mariá del Mar Castro Varela: Queer the Queer! Queer Theory und politische Praxis am Beispiel Lesben im Exil, in: *beiträge zur feministischen theorie und praxis* Nr. 52/1999 (»Lesbenleben quer gelesen«), S. 29-40; vgl. auch Antke Engel: Verqueeres Begehren, in: Hark (Hg.): Grenzen lesbischer Identitäten, Berlin (Quer Verlag) 1996; S. 73–95

entweder oder und der rest

transsexualität und transgender

Jeder Mensch gehört natürlicherweise dem einen oder dem anderen Geschlecht an (Mann ≠ Frau).

Ausschlaggebend für die Geschlechtszugehörigkeit sind die Genitalien (Schwanz = Mann, Klitoris = Frau).

Daraus folgt: Es sind weder Veränderungen noch Zwischenstadien möglich, es sei denn als Maskerade.

Soweit das kleine Einmaleins der heterosexuellen Geschlechterordnung. Gemäß dieser Regeln wird Geschlecht im Alltag wahrgenommen. Man/frau ordnet sich in der Begegnung wechselseitig ein, und auf der Grundlage dieser Zuordnung werden Pässe ausgestellt, Arbeitsplätze vergeben, Sexpraktiken bestimmt und vieles mehr. Nun finden sich im alltäglichen Leben zahlreiche Phänomene, die der Eindeutigkeit von Geschlechtlichkeit und den entsprechenden physiologischen und sozio-kulturellen Zuschreibungen widersprechen. Die Evidenz der Geschlechterordnung ist jedoch so tiefgreifend, daß auch auffindbare Uneindeutigkeiten sie nicht aus der Bahn werfen. Mag die Stimme eines Mannes noch so hoch, der Bartwuchs auf der Oberlippe einer Frau noch so stetig sein, so werden diese lediglich als Abweichungen einer dennoch gültigen Norm gedeutet. Und trotz der Tatsache, daß sich bei allen Kriterien zur Festlegung der Geschlechtlichkeit einer Person auf körperlicher Ebene statt einer binären Struktur ein Spektrum abzeichnet, sei es nun in Bezug auf Genitalien, Chromosomen, Hormone oder sonstige biochemisch zu identifizierenden Einheiten, wird an der Zweigeschlechtlichkeit festgehalten.

Dieses zwanghafte Festhalten zeigt sich in besonders gravierender und brutaler Form beim medizinischen Umgang mit Abweichungen, so z.B. bei Intersexen, auch Hermaphroditen genannt, also Menschen mit uneindeutigen Geschlechtskörpern. Die kulturelle Klassifizierung von Menschen in zwei und nur zwei Geschlechter legitimiert sich durch die Natur als Stifterin der Binarität. Wenn nun dennoch Kinder auf die Welt kommen, deren Geschlechtsmerkmale uneindeutig sind, muß dies als Versagen, Ausrutscher, Versehen der Natur gedeutet werden. In diesem Fall erhebt sich die Medizin zur Vollstreckerin der unterstellten Eigentlichkeit einer binären Natur und stellt diese durch chirurgische und hormonelle Eingriffe wieder her.[1]

Ein anderes Beispiel ist der Umgang mit Heranwachsenden, bei denen geschlechtsrollenuntypische Verhaltensweisen festzustellen sind. Solche Jungs und Mädchen laufen z.B. in den USA Gefahr, als unter einer *gender identity disorder in children* leidend diagnostiziert zu werden. Solchermaßen identifizierte Kids werden durch Erziehungsmaßnahmen geschleust, in denen Mädchen Begeisterung für und Jungs Abscheu vor rosa und Puppen andressiert wird. Die heterosexuelle Ordnung ist also fintenreich und durchaus brachial, wenn es darum geht, potentielle Störungen ihrer Evidenz durch entsprechende Umdeutungen, Dressuren oder gewaltsame Eingriffe zu korrigieren und so zu wenden, daß ihre Grundannahmen aufrechterhalten und sogar bestätigt werden.[2]

transsexualität

Wie trotzdem an den Grundregeln von Geschlecht gerüttelt wird, soll im folgenden an dem sich verändernden Selbstverhältnis und Selbstverständnis von Geschlechtswechslern gezeigt werden. Körper- und Lebenspraxen von Menschen, die sich im Übergang von einem ins andere Geschlecht befinden, uneindeutige körperliche Geschlechtsmerkmale haben oder bei denen Geschlechtsrolle und körperliches Geschlecht nicht miteinander übereinstimmen – also neben den Intersexen diejenigen, die landläufig als Transsexuelle und Transvestiten bezeichnet werden – beginnen mancherorts, die zweigeschlechtliche Ordnung nicht nur leise zu unterwandern, sondern laut und deutlich in Frage zu stellen.

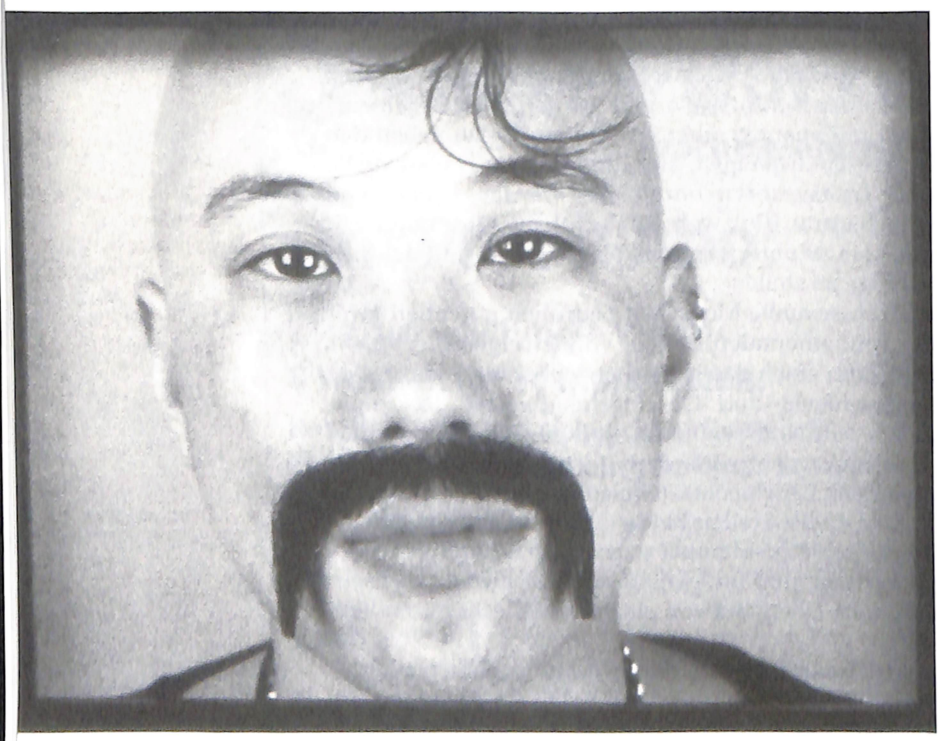
Transsexuelle Menschen bedrohen potentiell zwei der fundamentalen Regeln von Zweigeschlechtlichkeit: Zum einen das Kongruenzgebot, nach dem Körpergeschlecht und Geschlechtsidentität deckungsgleich sein müssen, zum anderen die Regel, daß Geschlecht nicht veränderbar ist – die einmal vorgenommene Geschlechtszuweisung gilt lebenslänglich. Transsexuelle stellen beide Gebote massiv in Frage. Ihre Geschlechtsidentität weicht von ihrem Körpergeschlecht ab, und im Verlauf des Geschlechtswechsels findet ein Übergang von einem Geschlecht ins andere statt.

Mit dieser Irritation der zweigeschlechtlichen Ordnung wird auf verschiedene Arten umgegangen. In der BRD unterwerfen juristische Reglementierungen und eine medzinisch-therapeutische Praxis die Betroffenen Verfahren, die darauf ausgerichtet sind, einen Geschlechtswechsel ungeschehen zu machen und der Transsexualität damit ihre potentiell subversive Wirkung zu nehmen. Wo Transsexualität nicht unter-

drückt werden kann, wird sie in die zweigeschlechtliche Ordnung »reintegriert«. Wie dies genau funktioniert, soll im folgenden gezeigt werden.

Juristisch ist der Umgang mit Transsexualität in Deutschland seit 1981 durch das »Transsexuellengesetz« geregelt. Das Gesetz sieht dabei zwei Varianten für einen angestrebten Geschlechtswechsel vor: Die Vornamensänderung, die sogenannte »kleine Lösung«, ist möglich, wenn zwei GutachterInnen unabhängig voneinander bescheinigen, daß es sich bei der Antragstellerin bzw. dem Antragsteller um eine transsexuelle Person handelt, die seit mindestens drei Jahren unter dem »Zwang« steht, ihren Vorstellungen entsprechend zu leben und bei der sich mit hoher Wahrscheinlichkeit das Geschlechtszugehörigkeitsempfinden nicht mehr ändern wird. Die sogenannte »große Lösung«, die Änderung des Personenstandes, kann erfolgen, wenn die betreffende Person zusätzlich nicht verheiratet und dauernd fortpflanzungsunfähig ist, wodurch verhindert wird, daß der zum Mann gewordene Transsexuelle Kinder bekommen kann. Zusätzlich muß sie sich »einem die äußeren Geschlechtsmerkmale verändernden operativen Eingriff unterzogen« haben, »durch den eine deutliche Annäherung an das Erscheinungsbild des anderen Geschlechts erreicht worden ist« (§8). Indem der Gesetzgeber die Angleichung des Körpers an die gewünschte Geschlechtsrolle verbindlich festschreibt, erzwingt er die Gültigkeit der Übereinstimmung von Körpergeschlecht und Geschlechtsidentität.[3]

Dieser gesetzliche Rahmen wird in seiner Funktion, die zweigeschlechtliche Ordnung aufrecht zu erhalten, durch die Medizin ergänzt. Diese ist nicht nur



durch die vom Gesetzgeber vorgeschriebene Begutachtung an der Regulierung des Geschlechtswechsels beteiligt. Viele Transsexuelle wenden sich an Ärzte, weil diese in Form von Hormonen und operativen Veränderungen des Körpers über Mittel verfügen, die den Geschlechtswechsel erheblich erleichtern. Der medizinische Umgang mit Transsexualität ist seit 1997 durch die »Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, der Akademie für Sexualmedizin und der Gesellschaft für Sexualwissenschaft« geregelt, die zwar nicht verpflichtend sind, aber die vorherrschende medizinische Meinung ausdrücken. Festzuhalten ist dabei, daß diese Standards ohne Beteiligung von Selbsthilfegruppen oder sonstigen Transsexuellenorganisationen entstanden sind.

Die Standards beinhalten die traditionelle Definition, nach der von Transsexualität nur dann zu sprechen ist, wenn dabei auch eine Geschlechtsumwandlung stattfindet. Diese Definition ist insofern folgenschwer, da sie die operative Veränderung des Körpers als klares Ziel der Geschlechtsumwandlung vorschreibt. Sie tut dies, obgleich es in der Geschichte von Transsexualität eine Reihe von Belegen dafür gibt, daß es durchaus möglich ist, überzeugend in der gewünschten Geschlechtsrolle zu leben, ohne den Körper entsprechend anzupassen (zum Beispiel zeigte sich 1989 erst nach dem Tod des Jazzmusiker Bill Tiptons, daß er einen weiblichen Körper hatte).

Das Operationsgebot errichtet nicht nur eine enorme Hürde, sondern schafft auch immanente Zwänge: Da es sich bei geschlechtsumwandelnden Operationen um nicht rückgängig zu machende körperliche Eingriffe handelt, wird große Sorgfalt auf die »richtige« Diagnostizierung von Transsexualität gelegt. Hierbei ist es nicht etwa Sache der Selbsteinschätzung der Betroffenen – eine Selbstdiagnose wird explizit abgelehnt –, sondern es bleibt dem medizinisch-therapeutischen Sachverstand überlassen, die »Ernsthaftigkeit« und »Stimmigkeit« des transsexuellen Begehrens zu überprüfen. Die Diagnose muß zweifach bestätigt werden: Zum einen in einem therapeutischen Gutachten, zum anderen durch den sogenannten Alltagstest. Bei diesem muß die betroffene Person in der Öffentlichkeit, auf der Arbeit, im Freundeskreis etc. die angeblich gewünschte Geschlechtsrolle einnehmen. In dieser »Testphase« soll sich nach der Logik der Standards herausstellen, wie ernst der Wunsch nach einer Geschlechtsveränderung ist.

Therapie und Alltagstest sind nicht nur Voraussetzung für die Zulassung zur Operation, sondern sie sind auch allen somatischen Therapiemaßnahmen, d.h. etwa der Vergabe von Hormonen, vorangestellt. Bevor mit der Hormonvergabe begonnen werden kann, muß eine einjährige Therapie nachgewiesen werden. Die Therapie hat nicht nur die Ausgangsdiagnose zu bestätigen, sondern sie hat ebenfalls den Nachweis zu erbringen, daß die betroffene Person sich eigentlich »schon immer«, spätestens jedoch seit dem Abschluß ihrer psycho-sexuellen Entwicklung dem anderen Geschlecht zugehörig gefühlt hat. Statt eines Wechsels im Sinne der Entwicklung von und Entscheidung zu etwas Neuem liegt den Standards also die Vorstellung einer »inneren Stimmigkeit und *Konstanz* des Identitätsgeschlechts« (Becker et al. 1997: 150, u.H.) zugrunde. Durch diese Definition wird die Tatsache eines Geschlechtswechsels geleugnet. Statt dessen wird unterstellt, Mann oder Frau

seien zuvor irgendwie in den falschen Körper geraten, weswegen die Medizin durch eine Anpassung an eine bereits zuvor vorliegende Identität eine nachträgliche Richtigstellung vornimmt. Und schwupps behauptet sich selbst bei einer Geschlechtsumwandlung das Diktum, wonach Geschlecht nicht manipulierbar oder Ergebnis gelebter Erfahrungen ist, sondern unverrückbares Schicksal. Die Standards widersprechen damit einer Vorstellung von Geschlechtsidentität, die sich erst durch das Leben in einem bestimmten Geschlecht langsam herausbildet und konsolidiert. Statt dessen machen sie mit dem geforderten Nachweis der Konstanz des Identitätsgeschlechts etwas zur Voraussetzung, was eigentlich Ergebnis eines erfolgreichen Geschlechtswechsels und eines Lebens in der neuen Geschlechtsrolle ist.[4]

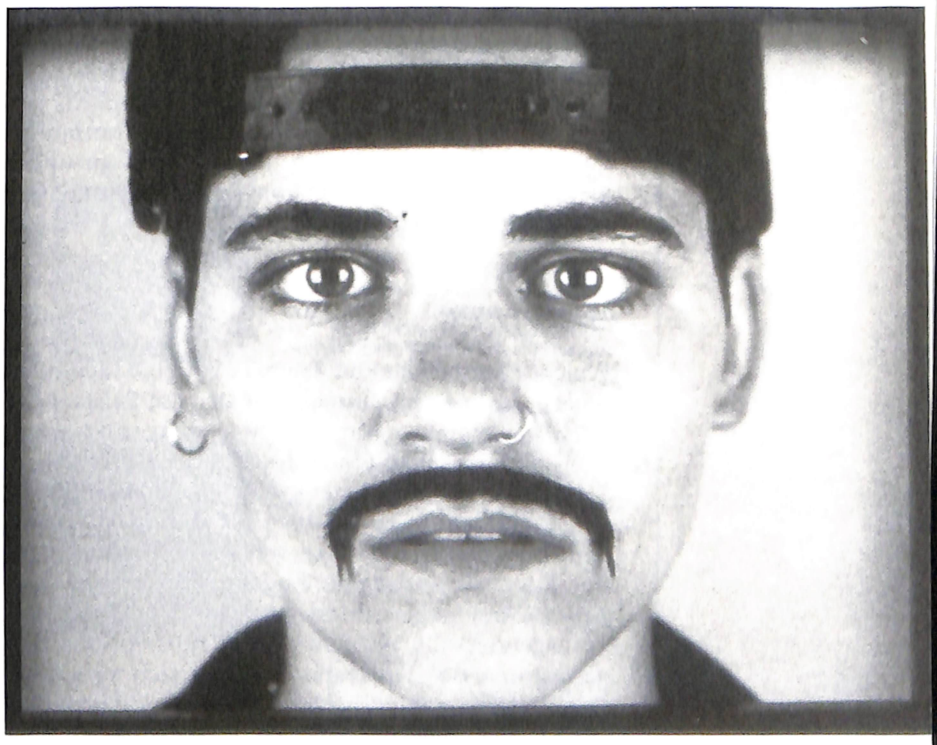
transgender

Die deutschen Standards sind insgesamt so gestaltet, daß sowohl Kongruenz- als auch Unveränderlichkeitsgebot durch den Geschlechtswechsel Transsexueller nicht in Frage gestellt werden. Zwangstherapie und Zwangsoperation schließen ein auf Lebenssituation, Biographie und Phantasie der betroffenen Person aufbauendes Auffinden individueller Lösungen aus. Daß es aber genau um das Auffinden solcher individueller Lösungen geht, wird durch die Transgenderbewegung deutlich, die in den USA seit Beginn der 90er Jahre Unruhe in die zweigeschlechtliche Ordnung bringt. Der Begriff »Transgender« steht dabei für verschiedene Arten des unkonventionellen Umgangs mit Körper und Geschlechtsidentität. Im Gegensatz zu Begriffen wie Transsexualität, Transvestismus, Hermaphroditismus oder Geschlechtsidentitätsstörung stammt er nicht aus der Medizin, sondern aus der politischen Bewegung und verspricht, frei von pathologisierenden Konnotationen zu sein.

Die Tatsache, daß sich bislang noch keine eindeutige Bedeutung des Begriffs Transgender durchgesetzt hat, wird von den Transgenderisten als positiv bewertet. Durch seine Offenheit ermöglicht er eine Identitätspolitik, die ohne feste Zuschreibungen auskommt. Im weitesten Sinne geht es um alle, die nicht eindeutig in die Kategorien von Mann oder Frau einzuordnen sind: prä-, post- und überhaupt nicht operierte Transsexuelle – und zwar sowohl von Frau-zu-Mann als auch umgekehrt –, Transvestiten, Crossdresser, Personen mit uneindeutigen Genitalien, auch Intersexen genannt, und jene, die uneindeutige Geschlechtsdarstellungen im Alltag leben. Insgesamt wird mit dem Ausdruck Transgender die Eindeutigkeit geschlechtlicher Identifikation aufgegeben und anstelle eines zweigeschlechtlichen Systems mit klar zuzuordnenden Geschlechtskörpern und -rollen eine Bandbreite von Möglichkeiten, Geschlecht und Körper zu leben, eröffnet. Als kleinster gemeinsamen Nenner der verschiedenen Verwendungen kann der mit dem Begriff verbundene politische Anspruch bezeichnet werden. Immer geht es darum, das Recht auf abweichende und damit potentiell subversive Arten, Geschlecht und Körper zu leben, durchzusetzen.

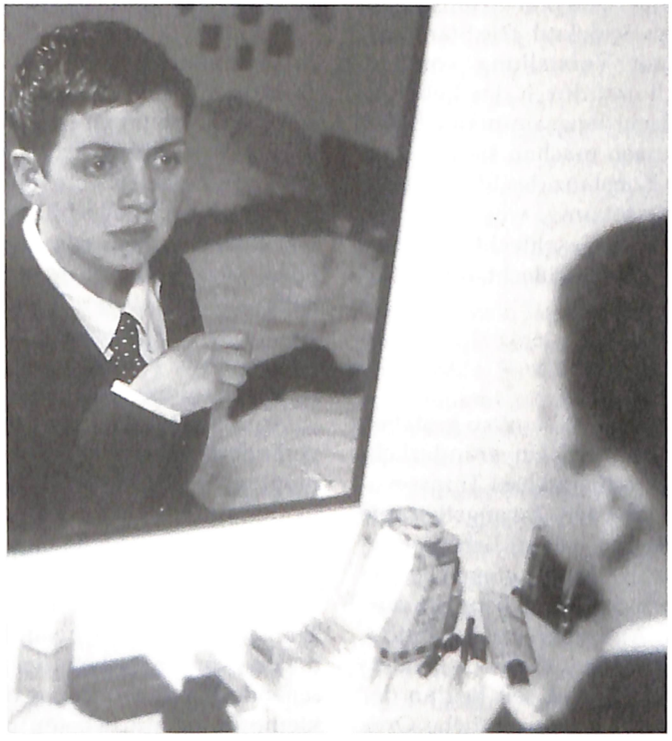
Dieses neue Verständnis von Geschlecht wird an verschiedenen Orten sichtbar. Mitte der 90er Jahre entstand die *International Bill of Gender Rights*[5], die das Recht auf die Selbstbestimmung körperlicher Veränderungen und auf eine Geschlechtsidentität unabhängig von Chromosomen, Genitalien, Geschlechtszuweisung bei der Geburt oder ursprünglicher Geschlechtsrolle einklagt. Zur selben Zeit wurden die sogenannten »Health Law Standards of Care for Transsexualism« entworfen, die ebenfalls von einem Selbstbestimmungsrecht der geschlechtlichen Identität und der körperlichen Veränderungen ausgehen. Im Zuge dessen ist eine Fülle an Organisationen, politischen Zusammenschlüssen, Selbsthilfeorganisationen entstanden (so zum Beispiel der *American Educational Gender Information Service AEGIS*, die *International Foundation of Gender Education*, die *Intersex Society of North America* oder *Press for Change* aus England, um nur einige zu nennen), und an den Universitäten verbreiten sich *transgender-studies*.

Auffällig ist, daß unter dem Label Transgender ein veränderter Umgang mit der eigenen (Transgender-) Biographie stattfindet. Bislang dominierte zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung die Praxis von Transsexuellen, den eigenen Geschlechtswechsel möglichst unsichtbar zu machen und damit umso natürlicher in der neuen Geschlechtsrolle aufzugehen. Transsexualität verschwand mit neuem Gewand und neuem Körper. Neben die bislang öffentlich vorherrschenden Geschichten von den Männern, die schon als kleine Jungs am liebsten mit Puppen spielten, sich heimlich die Kleider ihrer Mütter anzogen und in der Operation das Erreichen all ihrer sehnlichsten Wün-



sche sahen, treten nicht nur Darstellungen des Übergangs in die andere Richtung[6], sondern auch solche, die geschlechtliche Ambiguität gegenüber Eigentlichkeit im Sinne eines »eigentlich war ich schon immer

...« stark machen.[7] Das trans bleibt nicht länger auf die Phase des Übergangs von einem zum anderen Geschlecht beschränkt, es wird zu einer eigenen (Identitäts-)Kategorie, in die Differenz und Diskontinuität von Anfang an eingeschrieben sind. Gegen eine naturalistische Fundierung von Geschlecht wird versucht, sich der eindeutigen und dauerhaften Zuordnung nach dem Raster der Hetero- bzw. Homosexualität zu entziehen.



Das politische *coming out* der Transgenderisten in den USA hat zu einer Reihe von Veränderungen geführt, die mitunter gar als *gender revolution* bezeichnet werden. Als ein erster Erfolg der politischen Transgenderbewegung kann die erfolgreiche Einmischung in die Überarbeitung der US-amerikanischen Behandlungsstandards von Transsexualität, den sogenannten »Standards of Care« von 1998 gewertet werden. In der reformulierten Fassung sind Zwangstherapie und Zwangsoperation abgeschafft, wodurch die zwei zentralen Säulen der zweigeschlechtlichen Ordnung – Kongruenz und Unveränderlichkeit – untergraben werden. Die Standards tragen der Tatsache Rechnung, daß es ein Kontinuum von Geschlechtern gibt, in dem es auch zu ungewohnten Kombinationen von Genitalien und Geschlechtsidentität kommt.

trans camp

Welches Durcheinander Trans in gängige Identitätsmuster zu bringen vermag, läßt sich am Beispiel des Michigan Womyn's Music Festival, dem größten vorwiegend lesbischen Frauenfestival der USA, zeigen. Seit 1991 Transsexuellen der Zugang zu diesem Festival verweigert wurde, gab es beständige Auseinandersetzungen um die Frage, wer wann wie »eine richtige Frau« ist und damit Zugang zum Festival hat. Aus Protest gegen ihren Ausschluß organisierten Transgenderisten 1995 ein Camp Trans vor den Eingangstoren des Festivals, auf dem sich vehement gegen eine »womyn-born-womyn-only«-Türpolitik ausgesprochen wurde. Sehr schnell verliefen die Konfrontationslinien nicht mehr nur zwischen Festivalteilnehmerinnen und Camp-Aktivistinnen, sondern brachten auch die Spannungen zwischen verschiedenen Varianten des Frau-Seins zu Tage. So solidarisierten sich beispielsweise stone butches mit den transgenderists, da ihre Geschlechtsdarstellungen ebenfalls mit einer auf »Weiblichkeit« basierenden Türpolitik kollidierte. Auch mit der modifizierten offiziellen Grenzdefinition von »no penises on the land« waren die Auseinandersetzungen nicht beigelegt. So fragte ein Transsexueller, der sowohl mit männlichen als auch weiblichen Genitalien geboren worden war, ob denn zumindest die Hälfte von ihm/ihr herein dürfe. In der Geschichtsschreibung der Transgenderbewegung ist das Trans Camp längst als »stonewall for the rest of us« gedeutet worden.

Das Paradigma der zweigeschlechtlichen Ordnung wird durch Lebenspraxen und politische Forderungen von Transgenderisten in Frage gestellt. Andere Möglichkeiten der Geschlechtsidentität werden somit denkbar: als Frau mit Penis zu leben, das Geschlecht mehrere Male zu wechseln oder auch, die Fruchtbarkeit im Ausgangsgeschlecht nicht aufzugeben und so vielleicht als Mann mit Gebärmutter und Eierstöcken gebährfähig zu sein. Im Zentrum der Forderungen und Lebenspraxen steht der Wunsch, die eigene Geschlechtsidentität nicht länger dem »normalen« Verständnis von Mann- und/oder Frausein unterordnen zu müssen.

In Deutschland sieht es in puncto Transgenderbewegung dagegen mau aus. Hier gibt es nur wenige Zusammenhänge, in denen Transgenderisten ihre Kritik an der Zweigeschlechtlichkeit artikulieren. Auch die Eigenwahrnehmung vieler Transsexueller ist nach wie vor von der Idee des »falschen Körpers« dominiert, den es auf jeden Fall zu korrigieren gilt. Das zeigt sich u.a. auch daran, daß die Reaktion der Betroffenen auf die in den deutschen Standards festgeschriebene Operation und Therapie bestenfalls verhaltene Kritik, schlechtestenfalls offene Zustimmung war.[8] Die Zwangsoperation wird kaum in Frage gestellt, und auch gegen eine Pathologisierung durch die Zwangstherapie sprechen sich bislang nur wenige Betroffene aus. Die deutschsprachigen Webpages zum Thema Transsexualität sind dominiert von Tips und Tricks für einen erfolgreichen Geschlechtswechsel – erfolgreich im Sinne von im Nachhinein unsichtbar.[9]

Auch hier wäre es an der Zeit, daß es zu einem Brüchigwerden der binären Ordnung kommt. Und dies nicht nur in Subkultur und medizinischem Diskurs, wie in den USA, sondern auch im alltäglichen Leben von jederman, -frau oder was auch immer. Daß all das nicht nur eine Frage eines kleinen Kreises

»Betroffener« ist, wird spätestens dann klar, wenn frau/man sich fragt: Wer wäre ich, wenn nicht immer schon an mir in die eine oder andere Richtung rumgefrickelt worden wäre, wenn ich niemals in Geschlechtsrollen hineingezerrt oder gelockt worden wäre; wenn ich nie gesehen hätte, wie andere für entsprechendes Danebenbenehmen gestraft wurden; wenn ich selber nie an all dem beteiligt gewesen wäre?[10]

Ulle Jäger/ Christian Sälzer

| 1 | Bei diesen Eingriffen, die je nach zugewiesenem Geschlecht Penisaufbauplastiken, Harnröhrenverlegungen, Einpflanzungen von Hoden aus Silikon oder Konstruktion einer Scheide, Verkürzung oder Amputation des Penis/der Klitoris beinhalten, wird in 90% der Fälle aus einem uneindeutigen Geschlecht ein weibliches gemacht. Dies hat damit zu tun, daß es nach wie vor schwieriger ist, einen »funktionstüchtigen« Penis herzustellen als eine Vagina und Klitoris, die zumindest visuell überzeugend ist, mag dabei auch das sexuelle Lustempfinden beeinträchtigt werden. Laut Birgit Michel Reiter erfährt in Deutschland etwa jedes 2000ste Neugeborene medikalisierte Zuweisungen. (»it's easier to build a hole than to build a pole« in *17°*, Nr. 17, 1999).

| 2 | Der Zusammenhang zwischen zweigeschlechtlicher und heterosexueller Ordnung wird besonders beim sogenannten »sissi boy syndrom« deutlich. Die therapeutische Behandlung der sissy boys soll vor allem verhindern, daß aus femininen Jungs homosexuelle Männer werden. Siehe Gordene Olga MacKenzie: Transgender Nation, Bowling Green, Ohio: Bowling Green University Popular Press 1994.

| 3 | Auch wird die Ehe zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern ausgeschlossen – Transsexuelle müssen sich für die Änderung ihres Personenstandes auch dann scheiden lassen, wenn ihre PartnerInnen nach dem Geschlechtswechsel weiterhin mit ihnen zusammenleben möchten.

| 4 | Diese Regelung diskriminiert zudem diejenigen, deren körperliches Erscheinungsbild relativ weit von den gängigen Vorstellungen von ihrem Identitätsgeschlecht entfernt ist, da Hormone das Erscheinungsbild weitaus tiefgreifender verändern als die Operation. Indem sie Stimme, Haut, Körperfettverteilung und Muskeln verändern und für ein stimmiges Gefühl im Identitätsgeschlecht sorgen, erleichtern sie den Geschlechtswechsel erheblich.

| 5 | [www.altsex.org] Die IBGR wurde auf der International Conference on Transgender Law and Employment Policy im Juni 1995 verabschiedet. Sie hat nicht den Status eines Gesetzes, sondern drückt die politische Position dieser Organisation aus.

| 6 | Leslie Feinberg, Stone Butch Blues, New York: Firebrand Books 1993.

| 7 | Kate Bornstein, Gender Outlaw: On Men, Women And The Rest Of Us, London: Routledge 1994.

| 8 | Siehe *Zeitschrift für Sexualforschung* Jg.10, Heft 4.

| 9 | Eine Ausnahme bildet die Seite [www.transsexuell.de].

| 10 | Vgl.: Pat Califia: Sex Changes. The Politics of Transgenderism, San Francisco: Cleis Press 1997.

txt:

➤ Becker, Sophinette et al. 1997: »Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, der Akademie für Sozialmedizin und der Gesellschaft für Sexualwissenschaft« in *Zeitschrift für Sexualforschung* 10/97: 147–156.

➤ Denny, Dallas (Hg.) 1998: Current Concepts in Transgender Identity, New York, London: Garland Publishing.

➤ Feinberg, Leslie 1992: Transgender Liberation. A Movement Whose Time has Come. New York: World View Forum.

➤ *GLQ* – A Journal of Lesbian and Gay Studies: The Transgender Issue. Vol. 4, Nr. 2, 1998.

Café
Casablanca
in der casa di cultura
Persische und internationale Küche

Rick: Sam spiel unser persisches Lied, dann bestellen wir Dein Lieblingsessen sereschkpolo.

Sam: this iranien food with yelbow rice (ups lovely)

Rick: Nein mit safran Reis und dabei reden wir über das neue Programm vom Casablanca.

Sam: Cool, Ricky.

Rick: Du brauchst jetzt keinen Paß mehr zu machen, alle wissen über unsere Happy Hour bescheid - abends, Di. und Fr. den ganzen Abend. Mo. bis Sa. 17.00 Uhr bis 20.00 Uhr sogar Blue Hour von 22.30 Uhr bis 23.00 Uhr.

Senor Ferrari: Ist das diese zu welcher man Cocktails für 7,- DM geniessen kann? Ist das wahr?

Rick: Mittagstisch.

Rick: Diesmal mußt Du hier bleiben. Casablanca in Frankfurt hat eine nette Hinterhof Athmosphäre und nostalgischen Flair. Schau Kanonen Öfen habe ich auch mitgebracht.

Elsa: Weißt Du... ich habe mir auch überlegt das es hier nett ist, vor allem bei Vollmond –Vernissagen. Wer weiß vielleicht werde ich meine Bilder auch Ausstellen. Aber Du mußt mit Victor reden.

Rick: Sag mir ist es hier nicht gemütlich für Tee-Time und köstlichen kuchen manchmal mit Klavier und Salon-Musik, ich meine nachmittags.

Victor: Doch ich hörte von Elsa auch über Lesungen und Kulturveranstaltungen.

Rick: Ja. Du meinst Sonntag nachmittags. Übrigens Elsa will hier in Frankfurt bleiben. Bleibst Du auch?

Victor: Wo sie bleibt bleibe ich auch.

Elsa: Mehr über Seine Pläne weiß ich nicht der sagt nicht alles.

Captain Renault: Doch ich weiß der war gestern bei mir im Büro und hat mit mir über die neuen Öffnungszeiten geredet.

Café Casablanca

Adalbertstraße 36
Hinterhof
Frankfurt Bockenheim
fon 069/7077548
www.cafe casablanca.de

Öffnungszeiten:
Mo. - Do. 11.00 Uhr bis 1.00 Uhr
Fr. 11.00 Uhr bis 2.00 Uhr
Sa 17.00 Uhr bis 2.00 Uhr
So 15.00 Uhr bis 24.00 Uhr
mit warmer Küche und Café und Kuchen.
Veranstaltungen am So. 17.00 Uhr bis 19.00 Uhr.

Info und Reservierungen für private Feierlichkeiten unter: 069/7077548

Sex, Macht und die Politik der Identität

Interview mit Michel Foucault (1982)

Du schlägst in deinen Arbeiten vor, sexuelle Befreiung weniger als das Aufdecken geheimer Wahrheiten des eigenen Selbst oder des eigenen Begehrens zu verstehen, sondern eher als Teil des Prozesses, in dem das Begehren definiert und konstruiert wird. Welche praktische Bedeutung hat diese Unterscheidung?

Zur Zeit braucht die Schwulenbewegung eine Kunst des Lebens viel dringender als eine Wissenschaft oder ein wissenschaftliches Wissen (oder pseudo-wissenschaftliches Wissen) von Sexualität. Sexualität ist Teil unseres Verhaltens. Sie ist Teil unserer Freiheit. Sexualität ist etwas, was wir selbst schaffen – sie ist unsere eigene Kreation und viel mehr als das Aufdecken einer geheimen Seite unseres Begehrens. Wir müssen verstehen, daß in und durch unsere Begehren hindurch neue Formen von Beziehungen verlaufen, neue Formen der Gestaltung. Sex ist kein Schicksal; es ist eine Möglichkeit das Leben zu gestalten.

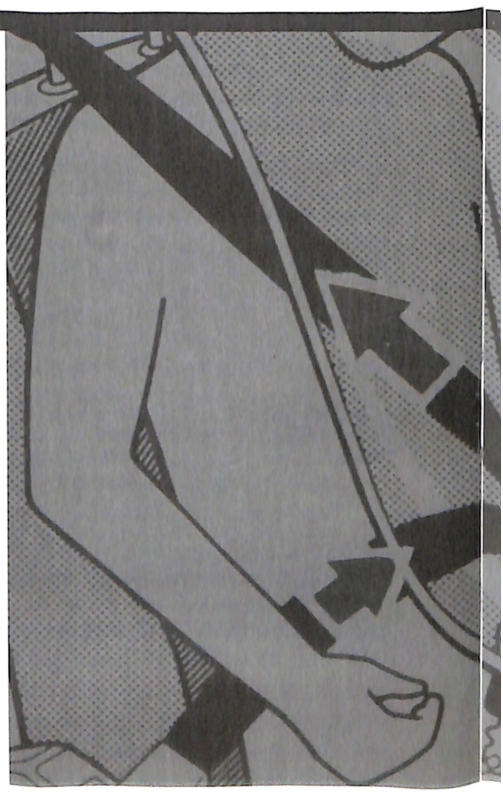
Darauf läuft es hinaus, wenn Du davon sprichst, daß wir versuchen sollten, schwul zu werden – und uns nicht nur als schwul zu bestätigen.

Ja, genau. Wir müssen nicht entdecken, daß wir Homosexuelle sind.

Oder was die Bedeutung davon ist?

Genau. Eher müssen wir ein schwules Leben entwerfen. Werden. [...]

Wenn man sich anschaut, wie verschiedene Leute ihre sexuellen Freiheiten gelebt haben – wie sie ihre Kunstwerke geschaffen haben – müßte man sagen, daß Sexualität, so wie wir sie kennen, zu einer der kreativsten Quellen unserer Gesellschaft und unseres Seins geworden ist. Meiner Meinung nach sollte man es umgekehrt sehen: Im allgemeinen wird Sexualität als das Geheimnis des schöpferischen kulturellen



Neulich nachts, unterwegs auf der Suche nach Fragen und Antworten im verzwickten Feld von Sex und Sein, Beziehungen und Macht und ›Was tun?‹, stieß ich auf ein Interview. Schon 17 Jahre her, das Gespräch zwischen Foucault und zwei Leuten im Kontext der damaligen Schwulenbewegung. Lang her und nicht ganz unsere Baustelle also – eine Baustelle, auf der mit queeren Einsätzen am Angriff auf die Heteronormativität und das patriarchale Geschlechterverhältnis gebastelt wird. Will mir nun anschauen, welche Werkzeuge aus dem Interview für dieses Projekt brauchbar gemacht werden könnten. Was für ein Subjekt soll hier widerständig werden? Welche Rolle können Praktiken wie SM dabei spielen – und was passiert darin mit der Vergeschlechtlichung von Körpern? Was kann »Freundschaft« meinen? Was können wir mit der Unterscheidung zwischen »Sex« und »Lust« alles anfangen?

Sich nicht ins Bockshorn jagen lassen

Ein guter Ansatz, Widerstandsformen als überwiegend schöpferischen Prozeß zu beschreiben. Eine neue Kultur, neue Lebensweisen und neue Formen der Beziehungen sollen da geschaffen werden, nicht als Ausdruck eines vorgängig zu bestimmenden Schwulseins, sondern in Beziehung zu »sexuellen, ethischen und

Lebens angesehen; sie ist aber viel eher ein Prozeß, in dem wir ein neues kulturelles Leben entwerfen, das tiefer geht als sexuelle Wahlmöglichkeiten zu haben.

Der Versuch, dieses Geheimnis zu lüften, hatte zur Folge, daß die Schwulenbewegung dabei stehen geblieben ist, Bürger- oder Menschenrechte bezüglich Sexualität zu fordern. Sexuelle Befreiung ist auf die Forderung nach sexueller Toleranz reduziert worden.

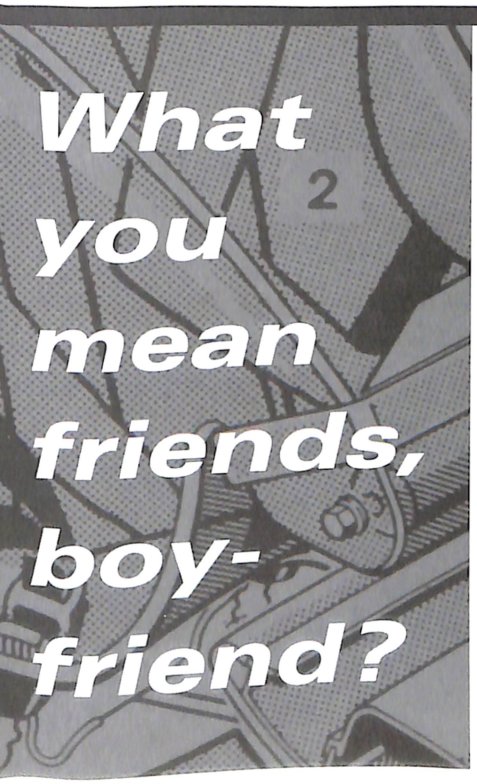
Ja, aber dieser Aspekt sollte unterstützt werden. Es ist erst einmal wichtig, die Möglichkeit zu haben – und das Recht – die eigene Sexualität zu wählen. Menschenrechte bezüglich Sexualität sind wichtig und werden an vielen Orten immer noch nicht respektiert. [...] Ich denke trotzdem, daß wir einen Schritt weiter gehen müssen. Einer der Faktoren dieser Stabilisierung (der Bewegung, Anm.d.Ü.) wird die Gestaltung neuer Formen des Lebens, der Beziehungen und Freundschaften in Gesellschaft, Kunst und Kultur durch unsere sexuellen, ethischen und politischen Entscheidungen sein. Wir sollten uns nicht nur als eine Identität verteidigen und bestätigen, sondern als eine gestaltende Kraft.

Vieles davon klingt wie das, was beispielsweise die Frauenbewegung getan hat: zu versuchen eine eigene Sprache und Kultur zu etablieren.

Ich bin nicht sicher, ob wir unsere eigene Kultur schaffen müssen. Wir müssen Kultur kreieren. [...] Aber indem wir das tun, stoßen wir auf das Problem von Identität. Ich weiß nicht, was zu tun wäre, um diese Kreation zu formen, und ich weiß ebensowenig, welche Formen diese annehmen würden. Ich bin mir zum Beispiel überhaupt nicht sicher, daß die beste Variante literarischer Werke von schwulen Leuten Schwulenromane sind. [...]

Wie siehst Du die enorme Verbreitung von männlichen homosexuellen Praktiken in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren: die ›Sensualisierung‹ von vernachlässigten Teilen des Körpers und die Artikulierung neuer Lüste? Ich denke dabei natürlich an die augenfälligsten Aspekte des ›Ghettos‹: Pornokinos, Clubs für SM, fistfucking etc. Setzt sich dabei nicht lediglich die generelle Verbreitung sexueller Diskurse – die im neunzehnten Jahrhundert begann – in einen weiteren Bereich fort oder siehst Du darin eine andere, dem gegenwärtigen Kontext eigene Entwicklung?

Wir sollten über die Neuerungen reden, die diese Praktiken in sich tragen. Schau dir beispielsweise die SM Subkultur an, worauf unsere gute Freundin Gayle Rubin bestehen würde. Ich glaube nicht, daß diese Veränderungen von sexuellen Praktiken irgend etwas mit der Enthüllung oder Aufdeckung von SM Tendenzen irgendwo tief in unserem Unbewußten zu tun haben. SM ist viel mehr als das; ist die reale Schaffung neuer Möglichkeiten von Lust, von denen Leute früher keine Vorstellung hatten. Die Vorstellung, daß SM etwas mit einer tiefliegenden Gewalt zu tun hat, daß SM Praktiken die Befreiung dieser Gewalt oder Aggression sind, ist dumm. Wir wissen ganz genau, daß es nicht aggressiv ist, was solche Leute tun; sie erfinden neue Möglichkeiten von Lust mit merkwürdigen Teilen ihrer Körper – durch die Erotisierung ihrer Körper. Das ist ein kreatives Projekt, das vor allem durch die – wie ich es nenne – Desexualisierung



politischen Entscheidungen«. Ein ›Immer-schon-drin-sein‹ im Spiel, die Unmöglichkeit, eine Position außerhalb des Feldes der Macht einzunehmen, hat weder die Konsequenz, nur noch die eigene Ohnmacht bejammern zu können, noch gipfeln die Überlegungen in der Notwendigkeit bloßer Zerstörung ›der Macht‹ (was eh nicht geht) oder im ›Macht kaputt, was Euch kaputt macht‹, im Dagegenkämpfen als einziger Handlungsoption. Das Aufzeigen von Möglichkeiten, trotz allem sein/ihr eigenes Spiel zu spielen, kommt mir außerdem nicht voluntaristisch vor, nicht blind für objektive Herrschaftsverhältnisse, sondern ist eher Resultat der Einsicht, daß uns eh nix anderes übrigbleibt. Aber eben auch, daß uns was übrigbleibt. So spricht daraus der Appell an den Mut, Neues zu entwickeln, ohne sich ständig um den heteronormativen mainstream zu kümmern, sich aufzureiben an dessen Analyse oder zu beharren auf dem abgrenzenden Geltendmachen des ›eigenen‹ ›Andersseins‹.

Das Subjekt: Strategische Improvisationen

In einem Atemzug spricht Foucault von den »sexuellen, ethischen und politischen Entscheidungen«, durch die neue Lebensweisen gestaltet werden können. ›Sexuelle Orientierung‹ (oder wie immer man das Kind nennen will) ist damit nicht mehr nur nicht unent-

der Lust gekennzeichnet ist. Die Vorstellung, daß körperliche Lust immer von sexueller Lust als der Wurzel all unserer möglichen Lüste herrührt, halte ich für ziemlich falsch. Diese Praktiken machen klar, daß wir Lust mit sehr komischen Dingen, sehr merkwürdigen Teilen unseres Körpers, in sehr ungewöhnlichen Situationen produzieren können.

Was dabei also zusammenbricht ist die automatische Ineinssetzung von Lust und Sex.

Genau das ist es. Die Möglichkeit, unsere Körper als eine potentielle Quelle einer Vielzahl von Lüsten zu gebrauchen, ist etwas sehr Wichtiges. Wenn man sich zum Beispiel anschaut, wie Lust traditionell konstruiert wird, kann man sehen, daß körperliche Lust – oder die Lüste des Fleischs – immer Essen, Trinken und Vögeln gewesen sind. Und das scheint die Grenze des Verständnisses von unserem Körper, unserer Lüste zu sein. [...]

Der Punkt ist also, mit Lust und seinen Möglichkeiten zu experimentieren.

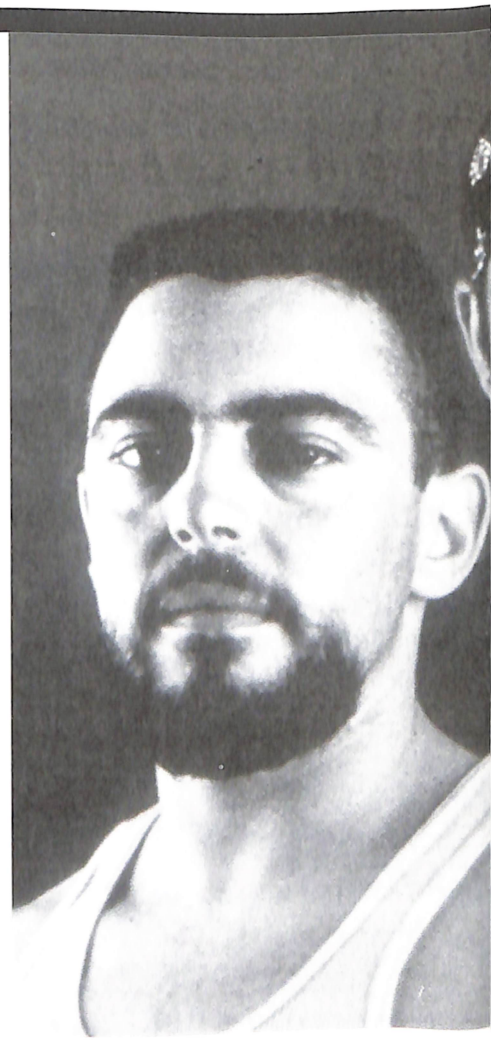
Auch Lust sollte Teil unserer Kultur werden. Es ist beispielsweise sehr interessant, daß über Jahrhunderte hinweg, auch von Ärzten, Psychiatern und sogar Befreiungsbewegungen grundsätzlich immer von »Begehren« und niemals von »Lust« gesprochen wurde. »Wir müssen unser Begehren befreien«, sagten sie. Nein! Wir müssen neue Lüste kreieren. Und dann wird vielleicht das Begehren folgen.

Was ist davon zu halten, daß sich um neue sexuelle Praktiken – wie SM – herum verstärkt Identitäten bilden? Mit Hilfe dieser Identitäten lassen sich solche Praktiken erforschen und das Recht verteidigen sie auszuleben. Aber begrenzen sie nicht auch die Möglichkeiten von Individuen?

Wenn Identität nur ein Spiel ist, wenn sie nur ein Prozedere von lustvollen – sozialen und sexuellen – Beziehungen ist, die neue Freundschaften ermöglichen, dann ist sie brauchbar. Aber wenn Identität zur Frage sexueller Existenz wird, und wenn Leute glauben, daß sie ihre »eigene Identität aufdecken« müssen und daß diese zum Gesetz werden muß, zum Prinzip, zum Code ihrer Existenz; wenn sie beständig die Frage stellen »Entspricht das meiner Identität?«, dann kehren sie zurück zu einer Ethik, die der der alten heterosexuellen Männlichkeit sehr nahe ist. Wenn wir zur Frage der Identität Stellung nehmen müssen, dann

rinnbares biologisches Schicksal oder im Subjekt verankerte Identität, sondern eine Entscheidung, vergleichbar mit ethischen und politischen. Und umgekehrt verliert ›das Politische‹ durch diese Reihung den Nimbus des Unkörperlichen und Leidenschaftslosen und seinen vollständig rational (selbst-)bewußten Charakter. Anscheinend endlich mal nicht das klassische männlich-autonome Subjekt, das uns schon viel zu lange zum Hals raushängt ...

Dennoch: Wer entscheidet hier? Und wie? In welchem Feld? – Ob ich lieber mit Frauen oder mit Männern ins Bett gehe, was ich mag und was mir guttut, ist weder Schicksal noch eine bewußte politische Entscheidung. Was aber würde passieren, wenn wir die Überlegungen ausdehnten auf das, was dieser Wahl vorausgeht, auf das Frau- oder Mannsein? Wie steht es da mit der »Entscheidung«? Sicher, es hat seine Vorteile, zu sagen, ›ich habe mich entschieden, eine Frau zu sein‹; mein Frausein nicht als Schicksal zu begreifen, sondern zu versuchen, ein strategisches Verhältnis zu ›meinem Geschlecht‹ einzunehmen: Nicht die Repräsentation einer immer schon definierten Weiblichkeit einzufordern, sondern aufgrund dieser ›Wahl‹ neue Formen der Kultur, der Lebensweisen und Beziehungen zu erfinden. Aber wer bin denn ›ich‹, wenn ich nicht ›Frau‹ bin? Wenn sich dieses ›Frausein‹ auch oft alles andere als selbstverständlich anfühlt, wäre die Entscheidung, als Mann zu leben, nochmal eine ganz andere Nummer und auf ganz andere Weise ständigen Anfechtungen ausgesetzt. Oder gar darauf zu bestehen, mehrere Geschlechter (oder keines) zu haben! Klar könnte ich drauf bestehen, aber wenn's keine Möglichkeit gibt, dem reale Wirkungen folgen zu lassen ... Das bringt's nicht. Jedenfalls müßte noch viel, viel neue Kultur, müßten noch viele neue Lebensweisen gestaltet werden, um eine ›Freiheit der Wahl‹ bezüglich des Geschlechts und der Geschlechtlichkeiten zu ermöglichen – oder besser noch ein Obsoletwerden dieser Wahl, weil sich die Frage dann so nicht mehr stellt.



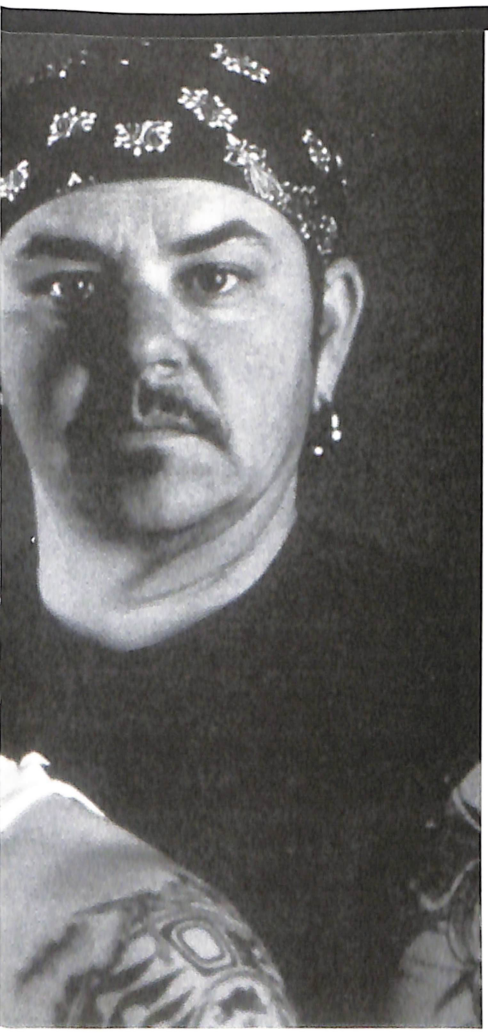
sollte es um eine Identität zu unserem eigenen Selbst gehen. Aber die Beziehungen zu uns selbst, sind keine identitären; viel eher sind sie Beziehungen von Differenzierung, Kreierung und Erfindung. Stets dasselbe zu sein ist wirklich langweilig. Wir müssen Identität nicht verwerfen, wenn Leute dadurch ihr Vergnügen finden, aber wir müssen Identität auch nicht als eine ethisch universale Regel verstehen.

Wir wollen, daß einige unserer sexuellen Praktiken in einem politischen und sozialen Sinn widerständig sind. Wie ist das möglich, wenn davon auszugehen ist, daß Kontrolle durch die Stimulierung von Lust ausgeübt werden kann? Können wir sicher sein, daß diese neuen Genüsse nicht so ausgebeutet werden wie in der Werbung, wo die Stimulierung von Lust als ein Mittel sozialer Kontrolle eingesetzt wird?

Wir können uns da nie sicher sein. Statt dessen können wir uns sicher sein, daß genau das passieren wird und alles, was geschaffen oder erworben worden ist, jedes Stückchen, das gewonnen worden ist, zu einem bestimmten Zeitpunkt genau so benutzt werden wird. [...] Das ist kein Einwand gegen all diese Bewegungen oder Situationen. Aber ihr habt sicher recht wenn ihr betont, daß wir immer vorsichtig und uns der Tatsache bewußt sein müssen, daß wir weiter gehen müssen, daß wir auch noch andere Bedürfnisse haben. Das SM Ghetto in San Francisco ist ein gutes Beispiel für eine Gemeinschaft, die mit Lust experimentiert und um Lust herum eine Identität ausgebildet hat. Diese Ghettoisierung, diese Identifizierung, diese Ausschlußverfahren – all das hat auch Gegeneffekte hervorgerufen. Ich wage nicht, das Wort Dialektik zu benutzen – aber das kommt dem schon ziemlich nahe.

Du schreibst, daß Macht nicht nur eine negative Kraft ist, sondern auch eine produktive; daß Macht immer da ist; daß, wo Macht ist, auch Widerstand ist; und daß Widerstand nie außerhalb von Macht ist. Wenn dem so ist, wie kann man dann zu einer anderen Schlußfolgerung kommen, als daß wir immer in diesem Verhältnis gefangen sind – daß wir daraus nicht ausbrechen können?

Ich glaube nicht, daß gefangen das richtige Wort ist. Es ist ein Kampf, aber was ich mit *Machtbeziehungen* sagen will, ist, daß wir uns in strategischen Situationen zueinander befinden. Als Homosexuelle befinden wir uns zum Beispiel in einem Kampf mit der Regierung und die Regierung befindet sich in einem Kampf mit uns. Wenn wir uns mit der Regierung auseinandersetzen, ist der Kampf natürlich nicht ausgewogen,



Kultur gestalten, Lebensweisen erfinden: Und das auch noch im Bereich der körperlichen Lust! »Kultur« soll nicht länger Ergebnis von Sublimierung sein, von männlichem An-sich-halten; ebensowenig geht es um die ›Befreiung‹ von (Selbst-)Disziplinierung und von der Unterdrückung einer an sich freien schöpferischen Triebkraft. Aber was um Himmels Willen ist das für eine Tätigkeit, dieses erfinderische Sich-Lust-verschaffen? »Strategische Beziehungen« spielen dabei eine Rolle; und zwar solche, die nicht nur das »Soziale« betreffen, sondern »den Körper« miteinbeziehen ... Warum diese Trennung? Ich finde ja auch, daß »der Körper« und körperliche Erfahrungen ihre eigene Logik haben. Sehr gute Idee, diese Logik, diesen Bereich der Erfahrungen miteinzubeziehen in den kreativen Prozeß – »Erfindungen« nicht als Leistung eines scheinbar körperlosen, rein geistigen Subjekts zu betrachten. Aber der Clou wäre doch gerade, darauf zu beharren, daß diese körperlichen Erfahrungen und Lüste durch und durch sozial sind, regelgeleitet auch dann, wenn dies nicht bewußt ist, vielleicht nie ganz bewußt sein kann und/oder sollte. Überhaupt ist das mit der Bewußtheit ein springender Punkt: Ich habe bestimmt keine Lust, Sex als dunkle, geheimnisvolle Triebkraft zu begreifen, die sich uns stets entzieht und sich dennoch in allen unseren Äußerungen manifestiert. Aber verfügen wir deshalb vollständig darüber – oder wäre eine solche ›Verfügungsgewalt‹ ein Ziel – oder nicht doch wieder der alte (männliche) Traum von Autonomie? Was meint »strategisch« – kann ich mich nur strategisch verhalten, wenn mir das Feld, in dem ich agiere, vollständig transparent ist? Beugt sich der Stratege über die Generalstabskarte, alles sehend, weil selbst nicht im Getümmel? Oder geht's eher um ein ständig drin verwikkeltes Rumprobieren und Rumsuchen?

Mein Vorschlag wäre, es statt mit dem foucaultschen »Erfinden« mal mit ›Improvisieren‹ zu probieren. Der ›Erfinder‹ riecht mir zu sehr nach dem Genie, das einzig aus sich heraus der Wahrheit auf

die Bedingungen der Macht sind nicht gleich; aber wir befinden uns in diesem Kampf, und die Beständigkeit dieser Situation kann das Verhalten oder Nicht-Verhalten der anderen Seite beeinflussen. Insofern sind wir nicht gefangen. Wir sind immer in solchen Situationen. [...] Wir können nicht aus der Situation herausspringen und es gibt keinen Punkt, an dem man frei von allen Machtverhältnissen ist. Aber man kann sie immer ändern. Was ich gesagt habe, bedeutet also nicht, daß wir immer gefangen sind, sondern daß wir immer frei sind – na ja, auf jeden Fall gibt es immer die Möglichkeit etwas zu ändern.

Demnach entsteht Widerstand im Inneren dieser Dynamik?

Ja. Ohne Widerstand würde es auch keine Machtbeziehungen geben. Das wäre dann lediglich eine Sache von Gehorsam. Du mußt Macht gebrauchen, um Situationen zu verändern, in denen Du nicht tun kannst, was Du willst. Insofern kommt Widerstand zuerst und er bleibt den Zwängen des Prozesses überlegen; Machtverhältnisse verändern sich zwangsläufig mit dem Widerstand. Von daher denke ich, daß Widerstand der entscheidende Begriff, der Schlüsselbegriff, in dieser Dynamik ist.

Politisch gesehen ist der wohl wichtigste Aspekt bei der Auseinandersetzung mit Macht, daß ›Widerstand zu leisten‹ in früheren Konzeptionen schlicht hieß, nein zu sagen. Widerstand wurde ausschließlich als Verneinung begriffen. Unserem Verständnis nach ist ›Widerstand zu leisten‹ jedoch nicht nur eine Verneinung, sondern ein schaffender Prozeß; herstellen und wiederherstellen, die Situation zu ändern, ein wirklich aktiver Teil des Prozesses zu sein.

Ja, so würde ich es sagen. Nein zu sagen ist die minimale Form von Widerstand. Aber gelegentlich ist das natürlich sehr wichtig. Du mußt nein sagen als eine entschlossene Art des Widerstands.

Das wirft die Frage auf, auf welche Weise und in welchem Maße ein beherrschtes Subjekt (oder beherrschte Subjektivität) seinen eigenen Diskurs schaffen kann. In traditionellen Analysen von Macht ist der dominante Diskurs das allumfassende Kennzeichen der Machtanalyse, und Reaktionen auf den Diskurs oder innerhalb des Diskurses tauchen lediglich als untergeordnete Ergänzungen auf. Wie auch immer, wenn das, was wir unter Widerstand verstehen mehr meint als Verneinung – bieten dann nicht einige Praktiken, wie lesbischer SM, den beherrschten Subjekten die Möglichkeit ihre eigene Sprache zu formulieren?

die Spur kommt und daraus Neues erschafft. ›Improvisieren‹ ist dagegen auch das Durchwurschteln im Alltag, die kluge Verwendung von dem, was sich so findet, um das Beste draus zu machen. Musikalische Improvisation setzt vorgängige Formen und Regeln nicht außer Kraft, spielt aber mit ihnen. Und verändert sie dabei auch. Wenn's gut kommt, nicht um der Veränderung selbst willen, sondern eben, damit's gut kommt. So kommt was Neues raus, was gleichzeitig ungeplant, also nicht vollständig bewußt herbeigerufen ist, und doch nur lesbar ist innerhalb geltender (und historisch veränderlicher) Muster.

SM: Lust und Vergeschlechtlichung

Und dann die Sache mit den SM-Praktiken. Angenehm nicht moralisierende Überlegungen: SM-Praktiken nicht als die Befreiung oder den Ausdruck eines tiefsitzenden, immer schon lauernden Gewalt- und Aggressionspotentials zu sehen. Vielmehr als die reale Kreation neuer Möglichkeiten, Vergnügen oder Lust herzustellen. Etwa dadurch, daß aus herkömmlicher Sicht eher ungewöhnliche Körperzonen und -teile miteinbezogen und benutzt werden.

Auch wenn Foucault hier nicht besonders konkret wird: Gemessen an ›normalen‹ heterosexuellen sexuellen Praktiken, in denen die Herstellung von (sexualisierter) Lust gewöhnlich auf stets die gleichen, nämlich genitale Körperteile fixiert ist, scheint dies ganz plausibel.

Was bedeutet das aber, wenn ich die im ›Normalfall‹ immer schon gegebene (zwei-)geschlechtliche Codierung von Körpern bedenke? Wenn im SM nun andere als die geschlechtlich markierten oder besser: Geschlecht markierenden Körperzonen in die Herstellung von Lust involviert sind, könnte dann die »Desexualisierung der Lust« auch eine tendenzielle Entgeschlechtlichung der

Ich halte Widerstand für einen Teil des strategischen Verhältnisses, aus dem Macht besteht. Widerstand ist tatsächlich immer abhängig von der Situation, gegen die er kämpft. In der Schwulenbewegung war zum Beispiel die medizinische Definition von Homosexualität – im letzten Teil des neunzehnten und bis zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts – ein sehr wichtiges Instrument gegen die Unterdrückung von Homosexualität. Die Medizinisierung, die ein Mittel der Unterdrückung war, ist gleichzeitig immer auch ein Mittel des Widerstands gewesen – weil Leute sagen konnten »Wenn wir krank sind, warum verurteilt ihr uns, warum verachtet ihr uns dann?« Natürlich klingt dieser Diskurs für uns heutzutage ziemlich naiv, aber damals war er sehr wichtig.

Ich würde aber auch sagen, daß sich für die Frauen aus der Lesbenbewegung, die jahrhundertelang gesellschaftlich isoliert, enttäuscht, auf viele Weisen verachtet wurden, die Möglichkeit ergeben hat, ihre eigenen Beziehungen zu entwickeln, eine eigene Gesellschaft – außerhalb der von Männern dominierten sozialen Welt – zu begründen.

[...]

Wenn Widerstand ein Prozeß des Aussteigens aus diskursiven Praktiken ist, könnte man dann sagen, daß der Fall, der allem Anschein nach beanspruchen kann wahrhaft oppositionell zu sein, so etwas wie lesbischer SM ist?

Das Spannende an SM von Lesben ist, daß sie sich einiger Stereotype von Weiblichkeit entledigen konnten, die in der Lesbenbewegung benutzt worden waren – eine Strategie, die die Bewegung aus der Vergangenheit übernommen hatte. Diese Strategie beruhte auf ihrer Unterdrückung. Aber mittlerweile sind diese Mittel, diese Waffen vielleicht überflüssig. Der lesbische SM versuchte diese alten Stereotype von Weiblichkeit, von anti-männlicher Einstellung, loszuwerden.

Was können wir Deiner Meinung nach von SM Praktiken über Macht und damit ebenso über Lust lernen – ist er die ausdrückliche Erotisierung der Macht?

Man könnte sagen, daß SM die Erotisierung von Macht ist, die Erotisierung von strategischen Beziehungen. An SM fasziniert mich, wie er sich von sozialer Macht unterscheidet. Macht ist dadurch gekennzeichnet, daß sie ein strategisches Verhältnis ist, das durch Institutionen stabilisiert wurde. Insofern ist die Beweglichkeit in Machtverhältnissen begrenzt, und es gibt darin Verfestigungen, die nur sehr, sehr schwer zurückzudrängen sind, weil sie institutionalisiert

Lust bedeuten? Ist die Geschlechtlichkeit des eigenen und des anderen Körpers im SM eben nicht das Entscheidende, nämlich Lustbringende?

Das führt auch zu der Frage, um wen es eigentlich geht, wenn in dem Gespräch von SM geredet wird. Sind es im Kontext von »becoming gay« sowieso nur Männer? ›Funktioniert‹ der SM-Bezug dieses Gesprächs sowieso nur in Abgrenzung zur Heterosexualität? Oder ist es für das, was Foucault an SM interessant findet, irgendwie egal, ob hier gleich- oder gegengeschlechtliche Leute und Körper Sex – Verzeihung: Lust – haben, welchen Geschlechts sie dabei sind? Und genau da hätte ich unter den gegenwärtigen Umständen so meine berechtigten Zweifel anzumelden.

Lesbischer SM, Macht und Strategie

Auf einer anderen Ebene ist ›Geschlecht‹ in dieser Unterhaltung auch für Foucault relevant. Das Interessante – und vielleicht auch Oppositionell-subversive – an lesbischem SM ist, so meint er nämlich, daß hier bestimmte Stereotypen von Weiblichkeit überwunden werden. Welche Stereotypen er hier jedoch genau meint, bleibt leider meiner Assoziation überlassen. Okay, assoziiere ich, es geht um die ›friedfertige Frau‹, die gleichberechtigte Beziehungen sucht und sich nicht in männlich und hierarchisch geprägten Sexspielen korrumpiert. Hier befinden wir uns dann wohl auf der Ebene der Geschlechtsrollen oder -identitäten. Auf dieser Ebene wird im lesbischen SM vielleicht wirklich was überwunden oder zumindest restrukturiert. SM bedeutet aber auch hier immer noch (wenn ich überhaupt richtig durchsehe), das (lustvolle) Spiel um Unterwerfung und Unterworfen werden, Macht und Ohnmacht oder so ähnlich. Und hierfür stehen doch die Weiblichkeits-Stereotypen geradezu parat: Neben dem klassischen weiblichen Part

worden sind und mittlerweile die Justitz, Gesetzbücher etc. durchziehen. All das bedeutet, daß die strategischen Beziehungen der Leute sehr starr gemacht worden sind.

Das SM Spiel ist deshalb interessant, weil es zwar ein strategisches Verhältnis ist, aber immer ein sehr fließendes. Natürlich gibt es Regeln, aber jeder weiß sehr genau, daß diese Regeln umgekehrt werden können. Manchmal fängt die Szene mit dem Herrn und dem Sklaven an und am Ende ist der Sklave der Herr geworden. Oder, selbst wenn die Rollen festgelegt sind, weißt Du ganz genau, daß es nur ein Spiel ist. Entweder werden die Regeln überschritten oder es gibt eine Übereinkunft, [...] die bestimmte Grenzen sehr deutlich macht. [...] Aber ich würde nicht sagen, daß es ein Wiederherstellen der Machtstrukturen innerhalb der erotischen Beziehung ist. Es ist ein Durchspielen von Machtstrukturen in einem strategischen Spiel, das in der Lage ist, sexuelle oder körperliche Lust zu erzeugen.

Wie unterscheidet sich dieses strategische Verhältnis im Sex von dem in Machtverhältnissen?

Die SM Praxis ist die Erzeugung von Lust, und sie ist mit dieser Erzeugung identisch. Deshalb ist SM wirklich eine Subkultur. Es ist ein Prozeß des Erfindens. S&M benutzt die strategischen Beziehungen als eine Quelle von Lustempfinden (physische Lust). Es ist nicht das erste Mal, daß Leute strategische Verhältnisse als Quelle von Lust genutzt haben. Im Mittelalter gab es beispielsweise die Institution der ›Minne‹, den Troubadour, die Institutionen der Liebesbeziehungen zwischen der Dame und dem Liebhaber etc. Auch das war ein strategisches Spiel. Man findet das auch zwischen Jungen und Mädchen, wenn sie Samstag Nacht tanzen gehen. Sie spielen strategische Verhältnisse durch. Im heterosexuellen Leben gehen solche strategischen Verhältnisse dem Sex voraus. Der Zweck dieser strategischen Verhältnisse ist, Sex zu bekommen. Im SM sind solche strategischen Verhältnisse Teil des Sex, als eine Übereinkunft über Lust in einer besonderen Situation.

Im einen Fall sind die strategischen Beziehungen lediglich soziale Beziehungen und unser soziales Sein ist involviert; im anderen Fall hingegen ist unser Körper miteinbezogen. Genau dieser Übergang der strategischen Beziehungen von der ›Kunst des Umwerbens‹ zu Sex ist interessant.

Vor ein oder zwei Jahren hast Du in einem Interview im Gai Pied[1] *gesagt, daß das, was Leute an schwulen Bezie-*

ist doch auch die Domina oder der Vamp ein zum Stereotyp geronnenes Bild. Das wäre dann wohl ein noch auszuführendes Projekt: die Frage des Verhältnisses von geschlechtsspezifischen Stereotypen und deren Brechung im lesbischem SM, als einem Feld, das selbst geschlechtsspezifisch und -hierarchisch vorstrukturiert ist.

Doch was ist mit der Frage, ob SM mit seiner asymmetrischen Struktur von Macht und Ohnmacht nicht doch irgendwie auch in Frage zu stellen ist? Für Foucault ist SM nicht die Reproduktion von Machtstrukturen in einer erotischen Beziehung (was aus einer linken Perspektive ja irgendwie ›böse‹ bedeuten würde). Er nimmt eine andere Perspektive ein: SM ist nicht einfach die Erotisierung von Macht, sondern die Erotisierung von strategischen Beziehungen, ein Durchspielen von Machtstrukturen als ein strategisches Spiel, das sexuelle oder körperliche Lust verschafft. Im Gegensatz zu sozialen Machtverhältnissen bleibt im SM die Struktur immer flüssig. Es ist ein Spiel, in dem die Rollen von Herrscher und Beherrschtem immer ausstauschbar/umkehrbar bleiben.

SM – die Realisierung neuer, abweichender Formen körperlicher Lust und eine strategische Beziehung, in der Strategie immer auch den Hauch von ›Freiheit‹, etwas Neues zu kreieren, etwas (Macht?) umzuarbeiten oder zu bearbeiten, andeutet.

Subversion und Pseudo-Liberalisierung

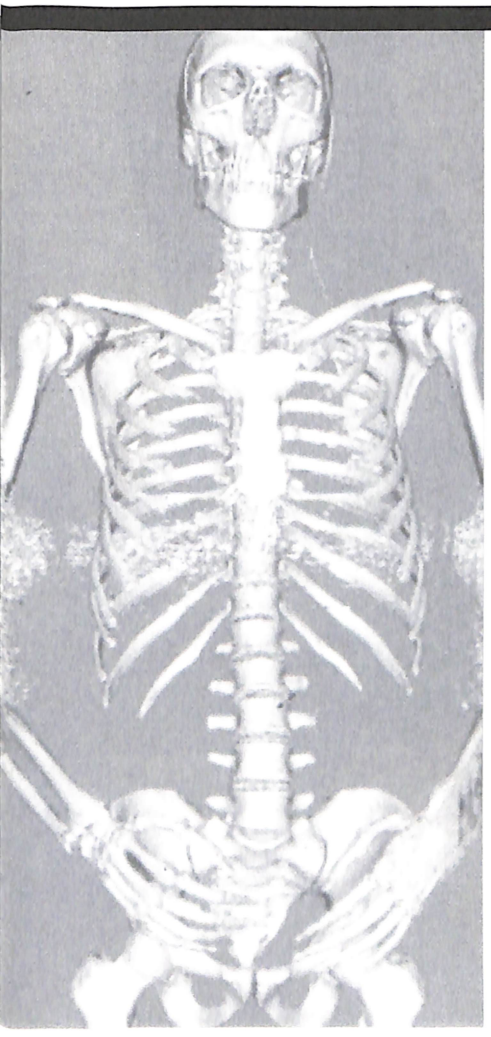
Trotzdem stellt sich mir dabei die Frage, ob das, was Foucault in SM sieht und die Strategie seiner Rede, SM nicht zu verwerfen, sondern als etwas innovatives, tendenziell subversives zu legitimieren, zu Zeiten des ›anything goes‹ im Bereich der Lust und des Sex so noch funktioniert. Längst hat SM Eingang in den mainstream gefunden, der über das nächtliche Geblubber der Talk- und

hungen am meisten durcheinander- und aufbringt, nicht so sehr der tatsächliche Sex ist als vielmehr die Möglichkeit von liebevollen (affectional) Beziehungen, die außerhalb der üblichen Formen gelebt werden. Solche Freundschaften und Netzwerke sind nicht vorgesehen. Glaubst Du, daß es das unbekannte Potential schwuler Beziehungen ist, das die Leute ängstigt oder würdest Du eher davon ausgehen, daß diese Beziehungen als direkte Bedrohung von sozialen Institutionen wahrgenommen werden?

Gegenwärtig interessiere ich mich für das Problem der Freundschaft. Seit der Antike waren Freundschaften über Jahrhunderte eine sehr wichtige Art sozialer Beziehungen: eine soziale Beziehung, in der Leute eine gewisse Freiheit, eine gewisse Art der Wahl (die selbstverständlich begrenzt war) und ebenso sehr intensive emotionale Beziehungen hatten. Diese Beziehungen hatten auch ökonomische und soziale Implikationen – man war verpflichtet, seinen Freunden zu helfen etc. Man kann beobachten, daß diese Beziehungen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert verschwinden, zumindest in der männlichen Gesellschaft. Und Freundschaften beginnen, zu etwas anderem zu werden. Vom sechzehnten Jahrhundert an lassen sich Texte finden, die Freundschaft ausdrücklich als etwas Gefährliches definieren.

Die Armee, Bürokratie, Verwaltung, Universitäten, Schulen, u.a. – im modernen Sinne des Wortes – können mit solchen intensiven Freundschaften nicht funktionieren. Man kann in diesen Institutionen einen sehr nachdrücklichen Versuch erkennen, liebevolle Beziehungen zu verringern oder zu minimieren. In Schulen ist das allem Anschein nach besonders wichtig gewesen. Als Grundschulen mit hunderten von jungen Buben eingerichtet wurden, stellte sich als eines der Probleme, wie man sie davon abhalten konnte, Sex miteinander zu haben, aber ebenso davon, Freundschaften zu entwickeln. Man könnte sich zum Beispiel die Strategie der jesuitischen Institutionen zum Thema Freundschaft ansehen, da die Jesuiten sehr genau wußten, daß es ihnen unmöglich war, das einfach zu unterdrücken. Sie versuchten stattdessen die Rolle von Sex, von Liebe, von Freundschaft aufzugreifen, aber sie gleichzeitig zu begrenzen. Nachdem ich mich mit der Geschichte von Sex beschäftigt habe, denke ich nun, daß wir den Versuch unternehmen sollten, die Geschichte von Freundschaft, von Freundschaften zu untersuchen. Diese Geschichte ist sehr, sehr wichtig.

Eine meiner Hypothesen ist – von der ich glaube, daß sie sich in solchen Studien bestätigen würde –, daß Homosexualität im achtzehnten Jahrhundert zu



Peepshows, das Angebot der Shops und Kataloge einen bunten Strauß von Perversionen bereithält, an dem sich jeder und jede – ohne die Scham vergangener Zeiten – bedienen kann und soll. Vor solchen Dynamiken, das hat Foucault ja auch selbst gesehen, kann man in der Welt, in der ich lebe, niemals sicher sein. Aber vor dem Hintergrund der heutigen Pseudo-Liberalisierung des Feldes des Sex stellt sich die Frage der Möglichkeit, sexuelle Abweichung/Subversion, subkulturelle Weisen der körperlichen Lust zu produzieren, wahrscheinlich anders. Denn ›heute‹ gehört es eher schon zum guten Ton, netten kleinen Perversionen nachzugehen als mit ›normalem‹ Sex zu langweilen.

Können vor diesem Hintergrund im SM noch neue, andere Möglichkeiten der Lust produziert und erfahren werden, wenn die Bilder und das Equipment schon im Sender und in den Regalen bereitliegen? Daß im SM alles nur ein Spiel sei, ist längst zu einem Allgemeinplatz geworden, zu einem Argument, das die potentielle Subversivität dieser Praktiken verharmlost und neutralisiert.

Klar, die Möglichkeit neue, andere, vielleicht auch subversive Weisen der körperlichen Lust zu produzieren, hängt nicht vom aktuellen Medienhype und dem Angebot in den Regalen ab. Was die Leute daraus und überhaupt machen, ist nämlich nochmal ein anderes Ding. Egal ist es dafür aber auch nicht.

Und überhaupt: Vielleicht geht es bei der Lust auch nicht so sehr darum, subersiv zu sein oder sein zu wollen, sondern darum, Lust haben zu wollen und tatsächlich zu haben.

Boyfriends friends

Verwoben und verwickelt mit der Frage der Lust wird die der Freundschaft. Zumindest glaube ich eine Schnittstelle erkennen zu können; das Programm des gay-werdens.

einem Problem wurde, d.h. Sex zwischen Männern wurde zum Problem. Man sieht diese Entwicklung in der Polizei, im Rechtssystem etc. Der Grund dafür, daß sie als Problem – als gesellschaftliches Thema – erscheint, liegt im Verschwinden der Freundschaft. So lange Freundschaft etwas wichtiges und gesellschaftlich akzeptiertes war, nahm überhaupt niemand wahr, daß Männer miteinander schliefen. Man hätte wohl nicht gesagt, daß Männer keinen Sex miteinander hatten – aber das spielte keine Rolle. Es hatte keinerlei gesellschaftliche Bedeutung, es war kulturell akzeptiert. Ob sie vögelten oder sich küßten war unwichtig. Völlig unwichtig. Sobald aber Freundschaft als eine kulturell akzeptierte Beziehung verschwunden war, entstand die Frage: »Was läuft da zwischen Männern?« Und an dem Punkt wurde es zu einem Problem, wenn Männer zusammen vögeln oder Sex miteinander haben. Ich denke, ich liege damit richtig, daß das Verschwinden von Freundschaft als soziale Beziehung und die Erklärung von Homosexualität zu einem sozialen/politischen/medizinischen Problem derselbe Prozeß sind.

Wenn es heute wichtig ist, die Möglichkeiten von Freundschaft neu zu erforschen, sollten wir beachten, daß die sozialen Institutionen fast ausschließlich auf heterosexuelle Strukturen und Freundschaften ausgerichtet sind und nicht auf homosexuelle. Besteht die Aufgabe nicht darin, neue soziale Beziehungen, neue Wertestrukturen, familiäre Strukturen, etc. aufzubauen? Denn den Schwulen fehlt der leichte Zugang zu all jenen Strukturen und Institutionen, die mit Monogamie und der Kernfamilie einher gehen. Welche Institutionen sollten wir aufbauen, nicht nur um uns zu verteidigen, sondern auch um neue soziale Formen zu entwickeln, die tatsächlich Alternativen darstellen?

Institutionen. Ich habe keine genaue Vorstellung. Sich auf das Modell von Familienleben oder die Institution der Familie zu beziehen, würde einem solchen Zweck und einer solchen Art von Freundschaft natürlich ziemlich widersprechen. Aber da einige der gesellschaftlichen Beziehungen geschützte Formen des Familienlebens sind, ist es sicher richtig, daß als ein Effekt davon die ungeschützten Varianten gleichzeitig sehr viel reicher, interessanter und gestaltender als die anderen sind. Aber natürlich sind sie auch wesentlich zerbrechlicher und verletzlicher. [...]

Dieses Interview mit Michel Foucault, das B. Gallagher und A. Wilson im Juni 1982 in Toronto geführt haben, wurde der Zeitschrift *The Advocate* 400 (7. August 1984), S. 26–30 und 58 entnommen und gekürzt. Übersetzung von Christian Sälzer und Stephan Adolphs.

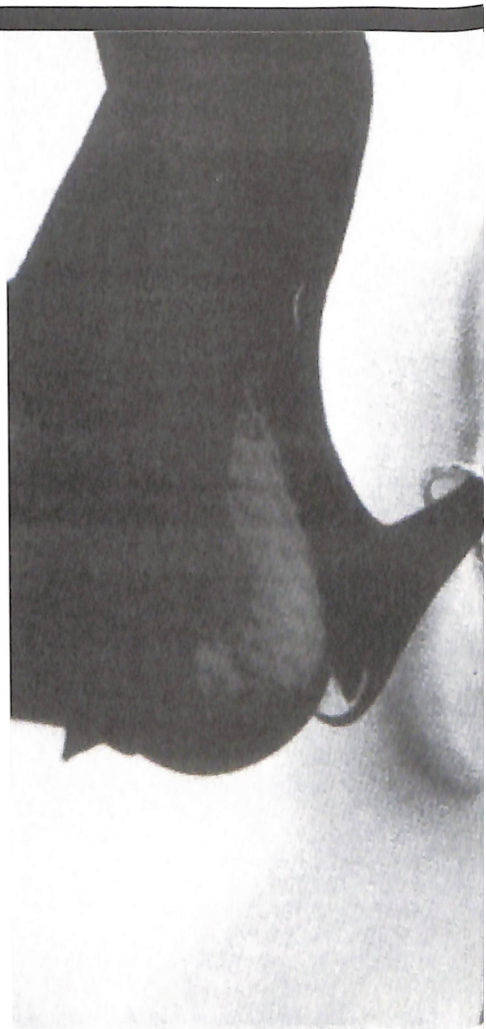
Die Freundschaft, die wiederzugewinnen oder neu zu erfinden ist: meint Foucault damit nicht dasselbe wie »becoming gay«? Und wenn ja, welche Bedeutung hat die Neuerfindung von Lust darin? Und was meint er mit Sex, wenn er Sex und Lust wie einen Kaugummi auseinanderzieht? Was will er damit retten? Gegen wen schreibt er an? Fragezeichen.

Ich bin nicht sicher, wohin seine Reise geht, da sie an vielen Stellen unmarkiert bleibt. Seine Spuren, die er legt, verlieren sich in meinem Kopf in Ahnungen, Grübeleien, Irritationen, denen ich hinterherschnüffele. Ich kann die Deutung selbst nur erfinden, etwas setzen, um Foucault hineinzutragen in meine kleine Erfahrungswelt. Versionen also.

Becoming gay. Das ist das Projekt des Angriffs auf die Institution Heterosexualität. Es handelt sich dabei um das Neuerfinden und Kultivieren einer Freundschaft zwischen Männern, die zu anderen Zeiten anscheinend ansatzweise lebbar war und gelebt wurde. Eine soziale Beziehung, die emotional stark, füreinander sorgend ist – in jeder Hinsicht. In der es Räume gab für gewisse Freiheiten und Platz für eigene Entscheidungen; auf selbstverständliche Art scheint sie so etwas wie körperbezogen, leidenschaftlich, orgasmisch gewesen zu sein. Zumindest flirrt mir ähnliches durch den Kopf.

Und irgendwann schlich sie sich einfach davon – oder wurde verscheucht, was weiss ich. Was weiss ich? Zumindest aus dem Haus männlicher Beziehungen, heisst es. Und dies war (womöglich) der Zeitpunkt, als Homosexualität zum Problem wurde.

Aber auch bei diesem Thema wieder die arglose Kränkung durch den boyfriend. Nein, er interessiert sich nicht wirklich für das Geschlechterverhältnis. Mein Wissen und meine Erfahrungen sind eben andere, nicht in aller Vollständigkeit, dennoch sind meine



Eine deutsche Übersetzung der vierbändigen Gesamtausgabe der *Dits et Ecrits* von Michel Foucault erscheint im Frühjahr 2001 im *Suhrkamp* Verlag. Wir danken dem *Suhrkamp* Verlag für die Abdruckgenehmigung unserer Übersetzung.

| 1 | Vgl.: Von der Freundschaft als Lebensweise, Michel Foucault im Gespräch mit R. Ceccatty, J. Danet und J. Le Bitoux (*Gai Pied*), in: Von der Freundschaft als Lebensweise, Michel Foucault im Gespräch, Merve Verlag Berlin.

Berührungs- und Bezugspunkte anders. Die Freundschaft, von der Foucault spricht, galt nie für das Verhältnis zwischen Frauen und Männern; sie galt vielleicht mal für das zwischen Männern untereinander – und ganz vielleicht auch für das zwischen Frauen.

Und ebenso meint die Homosexualität, die er da thematisiert, die zwischen Männern; es war in erster Linie das sexuelle Begehren von Männern anderen Männern gegenüber, das benannt, problematisiert und diskriminiert wurde. Weibliche gleichgeschlechtliche Sexpraktiken tauchten in der randständigen Debatte um homosexuelle Lebensweisen nur als Rand auf. Sie waren in der maskulinen Welt der Heteronomativität kaum von Gewicht. Und hier macht er keinen Unterschied in der Erzählung.

Es mag ja sein, daß affektionale Freundschaften zwischen Männern als legitime Lebensweise rar und verpönt sind, daß sie verscheucht wurden. Männerfreundschaften anderer Art hat es allerdings zu Hauf gegeben: Männerseilschaften, Kumpaneien, Vetternwirtschaft etc. Wie könnte diese beschworene Freundschaft für mich also nicht wie Komplizenschaft aussehen? Ein Angriff auf die Heteronormativität ist noch lange kein Angriff auf die Hegemonie des Maskulinen.

Oder meint er es trickreicher? Verspricht die sich zuwendende, sorgende Freundschaft das Durchschneiden alter Seile oder Fesseln (je nach Perspektive) und Erfindungen anderer sozialer Beziehungen in alle Richtungen? Sollte sich am Ende des becoming gay gar die gesamte geordnete Welt der Geschlechter verschoben haben?

Spinnereien.

Durcheinandergebracht

Becoming gay. Knifflig ist das: Sex und Lust auseinander-, Freundschaft und Lust zusammen zu bringen. Klar schreibt er mit diesem Kunstgriff gegen das Geheimnis der Psychoanalyse bzw. deren übliche Rezeption an. Nein zum Sex, der als dunkle Macht des Seins das Selbst in all seinen Dimensionen und Regungen bestimmt und sich immer wieder entzieht. Das kapiere ich. Trotzdem: Was meint Foucault mit Sex, wenn er ihn der Lust gegenüberstellt, was verbirgt sich hinter diesem Begriff?

Sex als Fixierung auf die Genitalien, als platte (Trieb-)Befriedigung, als Unterwerfung der Anderen, als Stützpunkt der Disziplinierung – was ist der Punkt? Und wie über Sex sprechen, ohne über die Figur des Schwanzes in die Domäne des Phallus zu geraten? Der Schwanz, als Schnittpunkt und Verdichtung des Sexdiskurses, ist ein Rattenschwanz einer Assoziationskette, die sich wirkmächtig in den Köpfen und Körpern ausbreitet. Er strukturiert das Feld der Beziehungen, ist Garant eines Doppeleffekts: der Heteronormativität und der Hervorbringung der Devianten, der Perversen, der Homosexuellen.

Sex wird Sexualität, potenziert als Diskurs, als Objekt des Wissens und der Macht und darin gleichzeitig zum Problem gemacht. Gegenstand der Wissensapparate, durchzogen von Disziplinierung und Kontrolle. Der Sex wird dabei nicht ausgetrieben, sondern eingespannt, zum Knotenpunkt des Zugriffs auf Individuelles. Durch regelndes Wissen und organisierende Verfahren nistet er sich ein in das, was erst hergestellt wird: ins Selbst. Und dieses Selbst ist als solches an den Sex gekoppelt. Medizinisierung. Und auf eine Art die Psychoanalyse als deren Verlängerung. Sex als das allgemeine, dynamische Prinzip, aus dem heraus sich das Partikulare entwickelt und als geschlechtliche Identität repräsentiert. Als finstere Gewalt bestimmt er sämtliche Nischen des Selbst, des Sozialen, wirkt in seinen Sublimierungen immer und überall. Kulturelles Unbehagen eben.

Dem entgegen setzt er »pleasure« als Lust, Vergnügen, Gefallen, Gelüste, vielleicht der Sorge – das Reich der Zuneigung, Leidenschaft, affektionale Bezogenheit. Ein Versprechen auf etwas eigenes, das sich traut, das experimentiert.

Diese Lust – als ein emotional-affektionales Konzept – wurde im Zuge dieser historischen Bewegung dem Sex sukzessive unterworfen. Dem Sex, den ich deute als etwas, hinter dem sich die stille Konzeption einer reproduktiven Überlebenslogik verbirgt. Denn schwingt nicht die Verknüpfung mit einem Reproduktionswillen und einer gerichteten Reproduktionspraxis als latenter Subtext immer mit, wenn beispielsweise darüber diskutiert wird, welche Art der Sexpraktik legitim ist – selbst wenn heutzutage nicht alles, was als Sex gilt, explizit damit in Zusammenhang gebracht wird? Sex könnte möglicherweise interpretiert werden als Konzept, daß den Schwanz mit der Figur des Phallus über ein rein mechanisch-physiologisches Reproduktionsmodell – mit Verfransungen – verbindet und Affektionales verdrängt.

Gegen die Okkupation des Königreiches Lust durch den Sex setzt – so könnte man es jetzt lesen – Foucault ein Projekt, eine Anstrengung: Sex und pleasure wieder entzerren.

Einen Prozess des Umdeutens, der Neudefinition in Gang zu setzen, der auch und gerade vor den Genitalien nicht halt macht. Der Schwanz – genauso wie übrigens die Klitoris – könnte eben vieles: Er könnte Lust machen, könnte zu einem anderen Körper Kontakt aufnehmen und Beziehung herstellen. Das könnte vögeln einschliessen, hätte dann aber eine andere Bedeutung; es wäre kein Ziel, kein Zweck mehr, sondern eine Variante. Er verwiese auf nichts, nur auf Vergnügen und Verbindung oder auf gar nichts. Ein Ding wie jedes andere Ding auch – wie andere Körperteile. Er könnte vergessen, ersetzt, ironisiert, anderswo plaziert werden – gelöst von der Frage der Reproduktion. Damit hätten homosexuelle Bettpraktiken ebenso wenig den Ruch von Perversion und Verkehrtheit wie die Spiele mit Dildos und anderen Sextoys.

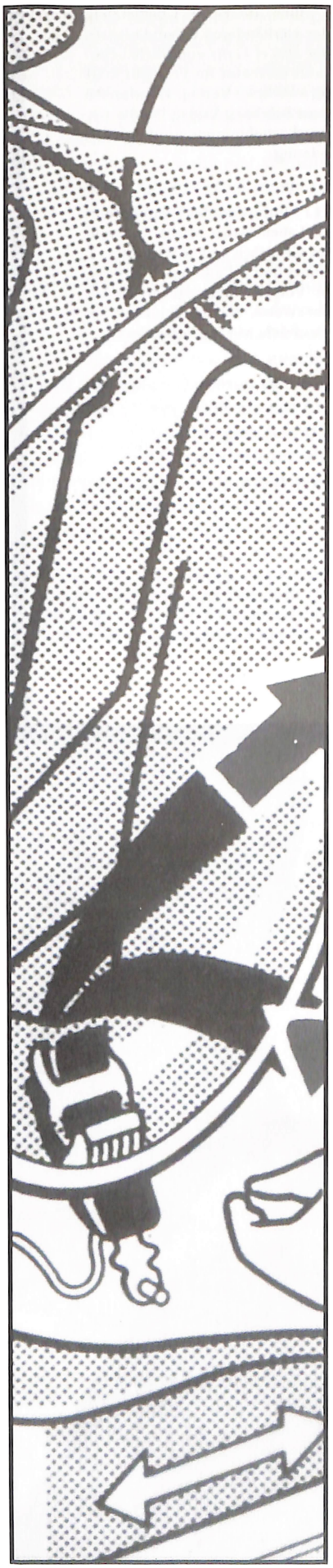
Das hiesse nun also, daß der Zeitpunkt als die Freundschaft verschwand und Homosexualität (zwischen Männern) zum Problem wurde, der Zeitpunkt der Okkupation des Königreiches Erotik durch den Sex war. Demnach will Foucault möglicherweise für eine Lebensweise werben, die sich durch die Rückeroberung der Erotik charakterisieren und sich in einer männlichen Homoerotisierung ausdrücken liesse. Gaysein wäre dabei ein gaytun, eben eine erotische Lebenskultur. Berührend in jeglicher Denkweise – affektional.

Ich rätsele, ob Foucault es ähnlich gemeint haben könnte.

Aber weisste, eigentlich ist es scheiss-egal, wie es nun wirklich gedacht war.

Ich improvisiere ein bisschen rum.

alexuliuta



Cyborgbaustelle aus Miszellen

Schnittstellenprobleme

Was versprechen die Cyborgs?

Wieso, sind wir nicht alle schon Cyborgs? Du als Molch bist schon mal gar kein Cyborg! Ein Molch im Frauenkörper.

In der feministischen Debatte zu gesellschaftlichen Natur- und Geschlechterverhältnissen ist das weibliche Subjekt bzw. das Subjekt des Feminismus weiterhin ein umkämpftes Gebiet. Angesichts der Situation, immer schon im Rahmen einer patriarchalischen Ordnung vergeschlechtlicht zu sein, gab es vielfältige Versuche, andere Repräsentationsformen zu finden, die diese Ordnung, die heterosexuelle Matrix, unterlaufen und verändern sollten. Daraus entstand die Frage nach den Mitteln (dem wie und ob), mit denen andere Repräsentationen verfügbar gemacht werden können. Die differenzfeministische Strategie verfestigte schließlich eine Form der Geschlechtsidentität, die dann Gegenstand der Dekonstruktion wurde. Mit der Dekonstruktion traditioneller Subjektformen schienen die Möglichkeiten neuer Figurierungen zu entstehen. So haben neue Figuren die Szene betreten; die wohl interessanteste entwarf Donna Haraway 1983 in ihrem Manifest für Cyborgs, das das Versprechen enthält, die Cyborgs könnten Identitäten aufbrechen und die traditionellen Dichotomien Natur/Technik, Organismus (Mensch, Tier, Pflanze)/Maschine, Sex/Gender, Frau/Mann, Körper/Geist verändern und verschieben.

Dekonstruktive Strategien und die Ausbreitung neuer Technologien – so die Ausgangsthese – attakkieren beide auf ihre Weise den Gegensatz von Natur und Kultur und das dichotome abendländische Denken generell. Mit dieser Erschütterung der Grenzen, der klaren Konturen des heterosexuellen Subjekts, könnten somit Brüche zwischen Bewußtsein, Körper, Handlungsfähigkeit thematisiert werden. In die Lükken springt die Technik ein: wird doch den Bildern des Technischen/ den technisierten Bildern die Fähigkeit zugesprochen, Verbindungen, die sowohl innerhalb als auch zwischen den Subjekten brüchig geworden sind, auf eine neue Weise zu knüpfen (Pritsch 1998).

Haraways Cyborg-Beitrag hat in den unterschiedlichsten Bereichen die Vermittlung von Technologie beeinflußt. So geht die Verbindung von Technologie und feministischer Politik – in Form einer feministischen ›Selbstbeschreibung‹ als Cyborg – in erster Linie auf Haraway zurück und sie ist somit zu einer Vertreterin einer Position geworden, die neuen Technologien emanzipatorische Wirkungen beimißt. Die widersprüchliche Wirkungsweise von Technologie liegt nach Haraway zwischen Emanzipationschancen einerseits und neuen Kontrollmechanismen, die mit den techno-militärischen Apparaten verbunden sind, andererseits: das emanzipative Potential von Technologie liegt in seinem subjekt-auflösenden Charakter, in der Hervorbringung neuer ›Vielheiten‹ (Geene 1998).

Steht die Cyborg demnach als Metapher für den Neuen Menschen?

Nein, sie sind nur noch Repliken – ohne Schöpfungsmythos, ohne Ursprung, d.h. die Cyborg ist noch (?) nicht codiert, hat nicht eine Identität, ist in verschiedenster Weise wandelbar und verheißt die »Befreiung aus der Verstrickung der bürgerlichen Welt und Wendung zu etwas ganz Neuem« (Spreen 1997). Dieses Noch-Nicht-Codiert-Sein bietet Haraway den Ansatzpunkt, in den Mischwesen, die die neuen Technologien hervorbringen (oder hervorzubringen vorgeben) eine Chance für Veränderungen zu sehen. Ja, genau, Cyborgs sind oppositionell, utopisch, pervers, ironisch, kontextabhängig, niemals unschuldig und beanspruchen keinerlei Autonomie!

Die Cyborg hat nichts mehr am Hut mit Hetero-, Homo- oder Bisexualität, mit Symbiose und Verschmelzung ebensowenig im Sinn wie mit Abgrenzung und Dualität.

Aspekte von Natur und Wesenhaftigkeit, durch die Identitäten bisher bestimmt wurden, werden ersetzt durch solche von Technik und Konstruktion.

Cyborgs sind Geschöpfe der gesellschaftlichen Wirklichkeit und der Fiktion, der Naturwissenschaften und der Mythen (die Golem-Erzählung wird im Science Fiction verwendet), sie entspringen gelebten Erfahrungen und der Imagination, sie sind politisches Programm und Mittel seiner Umsetzung in einem. Das sich wandelnde Verhältnis von Subjektivität und Technologie enthält neue Möglichkeiten der Konfigurationen.

Ohne Technoscience keine Cyborgs und Molche

»Schreiben ist die bedeutendste Technologie der Cyborgs, der geätzten Oberflächen im ausgehenden 20. Jahrhundert. Cyborg-Politik bedeutet, zugleich für eine Sprache und gegen die perfekte Kommunikation zu kämpfen, gegen das zentrale Dogma des Phallogozentrismus, den einen Code, der jede Bedeutung perfekt überträgt. Daher besteht die Cyborg-Politik auf dem Rauschen und auf der Verschmutzung und bejubelt die illegitime Verschmelzung von Tier und Maschine. Solche Verbindungen machen den Mann und die Frau problematisch, sie untergraben die Struktur des Begehrens, die imaginierte Macht, die Sprache und Gender hervorgebracht hat und unterlaufen damit die Strukturen und die Reproduktionsweisen westlicher Identität, Natur und Kultur, Spiegel und Auge, Knecht und Herr, Körper und Geist.« (Haraway 1995a)

Der Bio-Techno-Text codiert alles gleich, es gibt eine Sprache für Maschine, Technik, Frau, Natur – dieser einen Codierung gilt es vielfältige, abweichende Erzählungen entgegenzusetzen. Die gemeinsamen Sprachen der dekodierenden Biotechnologie und der Computerwissenschaften müssen für eine Veränderung des Subjekt-Objekt-Dualismus genutzt werden.

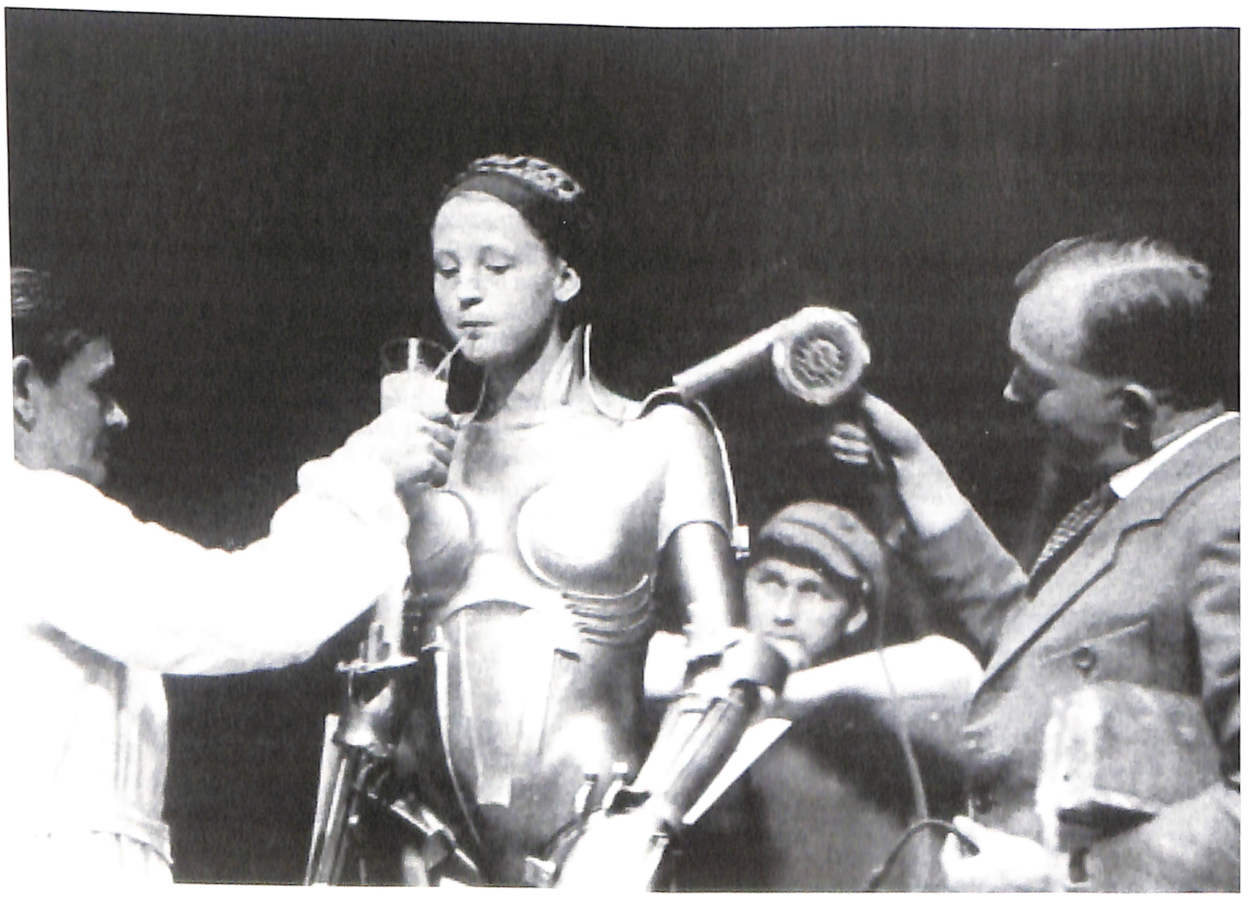
Donna Haraway bezeichnet sich selbst als blasphemisch in dem Versuch, eine Utopie zu entwerfen, die auf den Ergebnissen der Technoscience beruht.

Wenn aber die Technoscience es möglich gemacht hat, die Vorstellung von der Auflösung der Dichotomien Mensch/Maschine zu denken, wenn durch sie diese Grenzen brüchig scheinen, und somit Identitäten oder selbstidentische Ichs in Frage gestellt werden, heißt das, zuerst einmal zu akzeptieren: Ohne Technoscience keine Cyborgs und Molche.

Was ist nun eigentlich Technoscience? »Mit diesem Begriff wird die bemerkenswerte Verbindung von technologischen, wissenschaftlichen und ökonomischen Praktiken bezeichnet. Technoscience hängt mit Normierung zusammen: im Militär, in der amerikanischen Form der Fabrikation, in den verschiedenen internationalen Industrienormbehörden des späten 19. Jahrhunderts, in der Periode des Monopolkapitals, im Ausbau von Forschung und Entwicklung innerhalb des industriellen Kapitalismus usw. Doch aus meiner Sicht verweisen alle seine Ursprünge auf einen sehr interessanten gemeinsamen Schnittpunkt: auf die systematisierte Produktion von Wissen innerhalb industrieller Praktiken.« (Haraway 1995a)

Cyborgs im Machbarkeitswahn

Die Gründerväter des Begriffs Cyborg waren Clynes und Kline, zwei australische Wissenschaftler, die 1960 für die NASA eine mögliche Anpassung des menschlichen Körpers an die Bedingungen im Weltraum erforschten. So entstand die Vision, daß Cyborgs die Möglichkeit darstellen, den Menschen an neue Umwelten und zukünftige Anforderungen anzupassen, etwa einer hochtoxischen postatomaren Zukunft, der er in seiner natürlich-gegebenen Selbstregulierung nicht entspricht (Spreen 1997).



Die so skizzierten Träume teilten aus anderen Gründen auch Feministinnen wie Shulamith Firestone, nämlich, »daß das Klonen den Frauen eine wirksame Methode der Kontrolle über die Reproduktion erlauben würde«. Dagegen wenden sich technologiekritische Positionen, auch die der Feministinnen der Anti-Gen- und Repro-Bewegung, die die Gefahren einer »positiven Eugenik« durch die genetische Dekodierung des Menschen, eines perfekten Übermenschen und einer nicht-natürlichen, zweckdienlichen und planvoll durchgeführten Auslese thematisieren. Der Druck auf Frauen, Pränataldiagnostiken durchzuführen und keine gesellschaftlich so definierte Behinderte zur Welt zu bringen, ist größer geworden, die Bedingungen, mit Behinderung zu leben, werden sich entsprechend verändern. Frauen sehen darin sogar oft eine Chance ihre Brut so auszusuchen, daß sie nicht vollkommen im Abseits oder am Rand der Gesellschaft landet. Auch Kritiken an In-Vitro-Fertilisation sind verschwindend gering. Schließlich ist IVF die Chance für Heteropärchen mit der Bereitschaft, sich kontrollieren zu lassen, eine klasse Mittelstands-Kleinfamilie zu gründen. Den realen Cyborg finden wir z.B. in der Humanmedizin: Organtransplantate, auch Xenotransplantate (Tiertransplantate), künstliche Transplantate, neue Organe, neue Sinne und vor allem die Gentechnologie sind Verkopplungen von Mensch, Maschine und Tier.

Wie zentral die Erbinformation der Gene sei, wird uns nicht nur in Science-Fiction-Filmen gezeigt, wie etwa der Mann, der kein Raumfahrer werden durfte, weil er ein Gen hat, das den Ausbruch einer bestimmten Krankheit sehr wahrscheinlich macht, sondern auch in der Wirklichkeit. Der Versuch, den im Ötztal gefundenen Menschenleib zu klonen oder die Behauptung, dem Aids- oder Schwulen-Gen auf der Spur zu sein sowie der Querschnittsgelähmte, der mittels Fernbedienung nunmehr seine eigenen Beine ›fernsteuern‹ kann, dadurch daß in sie elektronische Impulse eingesetzt wurden, nährt die Faszination des Machbaren in der Öffentlichkeit.

Der Wunsch nach der Perfektionierung des Menschen durch die Biomedizin findet ihre Entsprechung in den Kraft- und Kampfmaschinen der Science-Fiction. Auch hier sind Cyborgs präsent. Wir begegnen ihnen in Filmen wie »Robocop«, »Universal Soldier« und »Terminator«. Mischwesen, die oft genug in dem uralten Konzept Mensch/Maschine die Männerphantasie von der Kampfmaschine ausdrücken. Wollten Männer nicht schon immer ihr Ich auflösen in der Kriegsmaschine? »Es handelt sich offensichtlich um gepanzerte, gestählte, mit integrierten Waffen bestückte und selbstdisziplinierte Kämpfernaturen, menschliche Ganzheitsmaschinen« (Theweleit 1980).

Schon die futuristische Bewegung vor dem zweiten Weltkrieg (1909 – 1919) formulierte die (zum Teil kriegerische) Verschmelzung des Menschenkörpers mit Maschine und Materie. Der Mensch wird von seiner sorgenvollen Bodenhaftigkeit befreit, indem er sich der technischen Hyperbeschleunigung seines Körpers hingibt und in einen »revolutionären, kriegerischen Dynamismus« eingeht. »Um sich dieses quälenden Ichs zu entledigen, muß man die Gewohnheit aufgeben, die Natur zu vermenschlichen ... im Gegenteil, man muß die Bewegung der Atome, die Brown'sche

Bewegung ausdrücken« (Marinetti/Balla 1907). Im futuristischen Manifest von 1909 heißt es: Es beginnt »...die Herrschaft des vielfältigen Menschen, der sich mit dem Eisen vermischt und von Elektrizität nährt. Bereiten wir die unvermeidliche Verschmelzung des Menschen mit dem Motor vor«.

Solche Cyborgs ändern nichts am Geschlechterverhältnis. Die männliche Technikeuphorie hat durch die Abgrenzung von und durch die Beherrschungsphantasie über Natur diese als ihr Anderes verfestigt, als ausbeutbare Ressource.

Natur als Netzwerk

Donna Haraway lehnt jeglichen positiven Bezug auf Natur als statische prädiskursive Entität ab. Natur unterliege in der Grenzziehung zwischen Konstruktion und Gegebenem einer Art Bilderverbot. Die Negativität, das Nichtidentische und Inkommensurable von Natur faßt Haraway in der Figur des Tricksters (Gauner, Schwindlerin), die sie als unberechenbar, eigenwillig und wandelbar bestimmt. »Es ist der leere Raum, die Unentscheidbarkeit, die Gerissenheit anderer Akteure, die ›Negativität‹, die mich auf die Wirklichkeit und damit die letztliche Nicht-Repräsentierbarkeit der sozialen Natur vertrauen läßt und mich gegenüber Doktrinen der Repräsentation und Objektivität mißtrauisch macht.« (Haraway 1995b) Haraway hält damit daran fest, daß das Bewußtsein grundlegend nur begrenzt erkenntnisfähig ist (Weber 1998). Der Machbarkeit sind damit Grenzen gesetzt.

Haraway gesteht der in der Konstruktion entstandenen Materie eine Wirksamkeit und Eigenheit zu, die nicht beliebig überformbar ist. Konkret ist dies für sie etwa die Zelle: »Die Zelle wartet nicht einfach auf ihre angemessene Beschreibung. Sie ist extrem kontingent und auf besondere Weise eingelassen in die spezifischen Beziehungen zwischen Instrumenten, sozialen, materiellen und literarischen Technologien. Und das sehr real. Die ›Zelle‹ hat eine unbestreitbare Wirksamkeit. Das ist kein Relativismus. Es heißt nur, daß die Dinge anders hätten sein können, aber sie sind es nicht. Ich denke, das ist eine wichtige, subtile Unterscheidung. Zu sagen, die Dinge hätten anders sein können, ist nicht dasselbe wie zu sagen, sie seien beliebig.« (Haraway 1995a)

Aber auch die heterosexuelle Matrix, die eine Verkopplung zwischen Sex und Gender bestimmt, ist nicht einfach aufzulösen. Sie ist in einem Prozeß der Materialisierung entstanden, der auf ihre permanente Re-Produktion zurückwirkt.

Natur, die sie an dieser Stelle auch synonym mit Welt gebraucht, hat ein Eigenleben, das sie als Akteur in einer vielfältigen Netzwerkwelt bestimmt (Haraway 1995b). Ihre Natur bildet ein Netzwerk, in der alle auf verschiedenste und schwer vorhersehbare Weise agieren, Bedeutungen erzeugen und an der Konstruktion von Welt, also ihrer eigenen »Natur«, teilnehmen. Diese Netzwerkwelt ist ein vielfältig verwobenes Fadenspiel aus menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren, die es in »vielen und wunderbaren Formen« (Haraway 1995a) gebe. Diese AgentInnen/Aktanten sind Menschen, Maschinen, Technologien und Tiere, die alle Bedeutungen produzieren und Effekte zeitigen. Alle diese Entitäten werden so als aktiv Handelnde gedacht. »Sowohl Schimpansen als auch Artefakte machen Politik, wieso sollten gerade wir darauf verzichten?« (Haraway 1995a) Ihre Welt des Netzwerks bezieht sie sogar auf Wissensprozesse, an dessen Aushandlung nicht nur Menschen beteiligt sind, sondern auch die Wissensobjekte selbst. Welt und Natur ist somit im Grunde alles. Darunter faßt sie auch Labortiere, Labormaschinen, Geräte etc. »Wir müssen, jenseits von Verdinglichung, Besitz, Aneignung und Nostalgie, ein anderes Verhältnis zur Natur finden. Da sie die Fiktion, entweder Subjekte oder Objekte zu sein, nicht mehr aufrechterhalten können, müssen alle, die an den entscheidenden Konversationen teilnehmen, in denen Natur konstituiert wird, eine neue Grundlage finden, auf der sie gemeinsam Bedeutungen produzieren.« (Haraway 1995a) Mit dieser theoretischen Konzeptionierung von Natur als Netzwerk von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren erkämpfen sich Entitäten, die von den Technologien ausschließlich als Objekt betrachtet werden, Raum.

Zwischen perfektionierter Unterwerfung und subversiver Aktion

Wenn die Biotechnologien weiterhin ein Naturbild erzeugen, das ontisch gegeben und als repräsentierbar suggeriert wird und das neuerdings nur noch als Kodierungsproblem besteht, sollen die neuen Technologien, auch die Neuen Medien, eine Chance bieten,

neue Erfahrungen zu machen, in denen die Dualismen verschwimmen oder auf neue Weise zusammengesetzt werden können, gewohnte und verläßliche Differenzerfahrungen obsolet werden?Alte Cyborg-Phantasmen bereiten hierfür nicht den Weg. Wenn es in den NASA-Projekten in den sechziger Jahren noch darum ging, den Körper dem Stoffwechsel mit der Natur zu entziehen, um einen Menschen zu produzieren, der im All seinen Verdauungsapparat besser kontrollieren kann, so wird dadurch nur ein totales autonomes Subjekt erzeugt. Der Rest des Körpers kann nun unterworfen und kontrolliert, die Zirkulationssphäre symbolisch abgespalten werden. Auch die Entwicklungen in der Humanmedizin als solche, wie sie oben bereits beschrieben wurden, vermögen die Dualismen weder aufzulösen noch zu verschieben. Alte Hierarchien zwischen Natur und Technik werden nicht verändert durch Xenotransplantate und die Perfektionierung der Körper durch Technik.

Das Dilemma ist, daß die grundsätzlich gleiche Technik, die für uns eine Chance der Veränderung darstellt, auch normiertes und optimiertes körperliches Funktionieren im Sinne bestehender gesellschaftlicher Erfordernisse hervorbringen kann. Wenn Technoscience als systematische Produktion von Wissen innerhalb industrieller Praktiken schon in bestimmten Bahnen läuft, scheint es paradox, daß gerade sie, die nicht entstanden ist, weil wir es so wollen, die Welt radikal verändert und die Möglichkeit für eine Neukonzeption von Natur bereitstellt, sowie auch Potential ist für die Veränderungen anderer Dualismen.

Bei unserem Cyborg geht es nicht um ein Unifizierungs-Phantasma sondern um das ganz Andere. Wie die Cyborg die Spielregeln verändern kann, bleibt ungewiss und soll es auch bleiben. Das Gender der Cy_-®borgs, so Haraway, ist jedoch eine lokale Möglichkeit, »die globale Vergeltung« zu üben (Haraway 1995a). Haraways konkreter politischer Entwurf ist, sich in die Entwicklungen der Technoscience einzumischen, da die Verschiebungen der symbolischen und sozialen Strukturen im Zuge der Technoscience vehement umkämpft bleiben. Es geht darum, so sagt sie, sich an der Neuordnung dieser Strukturen zu beteiligen und zu kämpfen, um »lebbare Welten« (Haraway 1995a) zu ermöglichen. »Wir müssen uns einmischen, damit nicht die Praktiken, Effekte und narrativen Strategien der Technowissenschaften allein den neuen Naturbegriff konfigurieren, die dazu neigen, die Naturalisierung jenes Naturbegriffs zu betreiben, den sie in ihren Praxen doch auf eher kontingente und historisch spezifische Weise hervorbringen.« (Haraway 1995a)

Welche Cyborg könnte denn nun ein Versprechen enthalten? Nicht der technisch ins reine Medium erlöste Leib. Wo der Cyborg herrschaftsstabilisierend ist, könnte die Cyborg subversiv werden – und schon lauert die Gefahr neuer Grenzziehungen. Aber die Cyborg, ein Mischwesen, dessen Mischungsverhältnisse sich stets ändern können, deren Grenzen immer wieder neu angeordnet werden können, scheint sich den Praxen hierarchischer Herrschaft zu entziehen, weil ihre Subjektpositionen nicht von einem natürlichen Körper verdinglicht werden, sondern das »un/an/geeignete Andere« bleiben. Die Cyborg als grundsätzliche Möglichkeit und Chance, abzuweichen, löst nicht vollkommen ihre Subjektivität auf. Genau diesem Anderen aber, dem Nicht-Identischen, gehört die Zukunft. Das Andere kann eine Cyborg sein, die mit der Erfahrung von Herrschaft und ihrem lokalen Gender zur Attacke schreitet. (Haraway 1995a)

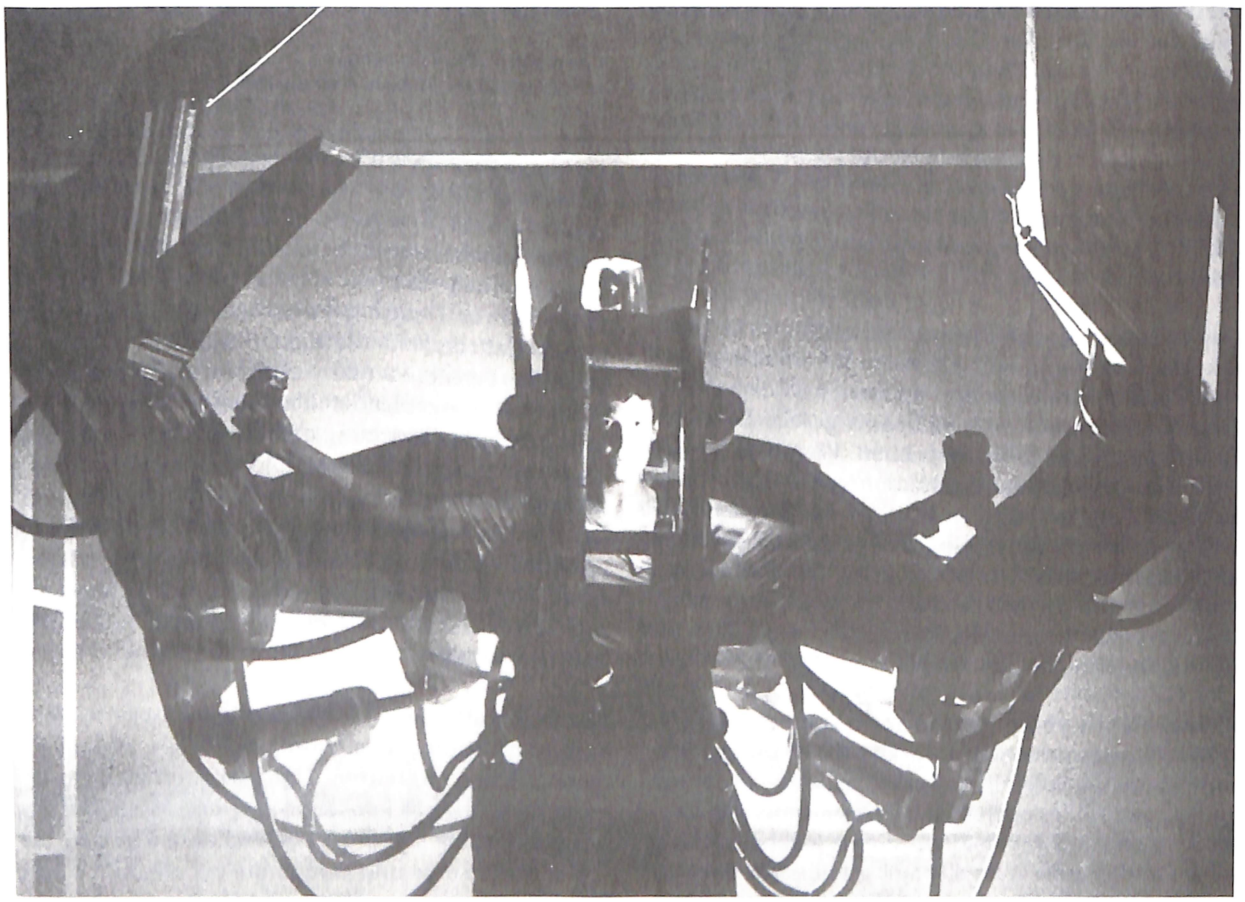
Gender-Switching – im Netz ist alles möglich?

Sind wir schon Cyborgs? Kann noch unterschieden werden oder sollen wir noch unterscheiden, was Realitität und Fakt, was imaginär und Fiktion ist? Beispielsweise gelingt es der Gentechnologie bzw. der Technoscience, mit wissenschaftlichen Beschreibungen ihre »Facts« über die »Natur« plausibel zu machen und in ihrer Deutung anerkannt zu werden. Ihre grundsätzliche Fehlerhaftigkeit und die Unmöglichkeit, alles berechnen und verbessern zu können, wird erfolgreich ausgeblendet. Die informations- und biotechnologische Forschung und Praxis preist sich selbst als Rettung des Menschen und des Lebens an. Auf diese Weise werden (oder können) die gentechnologischen Interpretation oder Erzählpraktiken von fiction zu facts (werden), so daß der absolute Gegensatz zwischen Realem und Imaginärem, oder, wie Haraway es sagt, zwischen imaginärer und materieller Realität aufgehoben wird.

Es scheint, als könne besonders die textbasierte Netzkommunikation zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren Unterscheidungen in bestimmter Hinsicht auflösen. Für die Vision des Cyborgs oder das Cyborg-Versprechen entwerfen der Cyberfeminismus und bestimmte cyberfeministische Science-Fiction ein positives Bild für die erwünschten Veränderungen. Im Zentrum des Cyberfeminismus steht die Frage um die Entgrenzung der Körper und um die Entkörperung im Netz. Es wird davon ausgegangen, daß der neue Körper im Netz, eine Art Datenkörper, letztlich das symbolische Zeichen für einen physischen oder wie auch immer realen Körper ist. Melissa Scott entwirft in ihrem Science-Fiction-Roman

Bücher übers Internet?
www.freiheitsplatz.de
Buch laden am Freiheits platz
Inhaber: Dieter Dausien
Am Freiheitsplatz 6
63450 Hanau
Tel. (0 61 81) 2 81 80
Fax (0 61 81) 25 79 25
e-Mail: buchladen@freiheitsplatz.de
Internet: http://www.freiheitsplatz.de

»Trouble and Her Friends« (Scott 1994) eine Vision für das Gender-Switching im Netz. Zwei Frauen, Trouble und Cerise, beide Spezialistinnen im Netz, agieren und kämpfen mit und gegen die Netz-Institutionen, ihre Datenwelt und deren Überwachung. Beide handeln sowohl im Netz als auch in der realen Welt. Die eine bewegt sich im Netz mit der Figur des Harlekin, die andere als Frau in den Lieblingsfarben der realen Welt. Hervorzuheben ist, daß im Netz nicht immer aber häufig die Neugier bleibt, auf welche Art die Menschen in ihrem realen Leben leben, ob sie Frau oder Mann sind, attraktiv oder nicht, hinterlistig oder integer, und ob sie auch dort mächtig sind oder nicht. Aber diese Fragen können auch in der Netz-Realität für diese Zeit ausgeschaltet bleiben. Auch wenn im Netz immer wieder gemunkelt wird, daß Trouble eine Frau ist, so spielt es für ihr Ansehen und ihre Gefährlichkeit keine Rolle. Für die Sexualität gilt das nicht. Auch im Netz steht Trouble nur auf solche Figuren, die sich als Frauen zu erkennen geben, denn sie ist/lebt lesbisch im realen Leben. Das heißt nun aber nicht, daß diese sich als Frau inszenierende Figur nicht doch ein Mann ist. In diesem konkreten Fall hat Trouble tatsächlich ein erotisches Intermezzo mit einem Icon, hinter dem im realen Leben ein Mann steht. D.h., das Gender-Switching im Netz ist gelungen (für den Mann). Ein anderes Beispiel ist das große und kräftige Icon eines Mannes, der im Netz mächtig ist – und hier zählt nur das, gleichzeitig im Keller seiner Eltern in mickriger körperlicher Gestalt ein armseliges Leben führt.



Verändert die Möglichkeit, im Internet das Geschlecht zu wechseln, die Wahrnehmung von Geschlecht und Körper? »In tautologischer form überwindet hier nur genau das die frau-mann-trennung, was die mann-frau-trennung überwindet, nämlich die sprachliche äusserung.« (Geene 1998) Skepsis gegenüber den Wirkungen des spielerischen, temporären Gender-Switching am Computer ist angebracht. Dennoch: Die im Netz mögliche Anonymität und Simultanität vereinfacht es, ein Ich zu simulieren (als Spiel), Ichs zu erfinden und zu erproben. Bewegungen im Netz in nichtgeschlechtskodierten Figuren oder Namen, etwa als Molch oder Harlekin ändern nicht den Körper, können aber Erfahrungen im Umgang mit und letztlich die Wahrnehmung von Geschlecht beeinflussen.

Die Standard-Bilder des Netzes sind sexualisiert und – vergleichbar mit einer Verfestigung traditioneller Familienformen im Zuge der Regelungen zur In-Vitro-Fertilisation – sind die geschlechtlichen Schemata gerade in der virtuellen Welt überzogen: kaum eine von den userinnen wird so viel Figur haben wie girl/frau, nachdem sie den Algorithmus durchlaufen hat. Virtuelles und organisches Idol sind im Material Silicon verbunden.

Hinter Cyberfeminismus verbirgt sich aber mehr als nur Gender-Switching im Netz. »Do you need a computer to be a Cyberfeminist? Not necessarily, but sooner or later you should acknowledge its existence. Actually Cyberfeminism exists since women and zeros and ones exist.« Den Molchalgorithmus nicht zu vergessen. Cyberfeministinnen lehnen ausdrücklich eine

Definition von Cyberfeminismus ab. Hierfür gibt es mindestens vier Gründe: Cyberfeminismus sollte nicht der Abgrenzung zur »alten« Frauenbewegung dienen; mit dem Etikett Cybergrrlism sollte nicht das Bild der jungen, modernen Frau verbunden sein; der Einzug in die Netzwelt sollte nicht als die Lösung aller Genderprobleme mißverstanden werden; und mit der Formulierung festgelegter Forderungen sollten nicht neue Abgrenzungen produziert werden, die der Zwang zum Konsens notwendig macht. »The 1st CYBERFEMINIST INTERNATIONAL slips through the traps of definition with different attitudes towards art, culture, theory, politics, communication and technology – the terrain of the Internet.« [www.obn.org]

Mir als Molch ist das zu wenig. Ich will nicht nur auf der Ebene der Sprache Handlungsmöglichkeiten sehen.

Identitätstrouble

Die Ambivalenzen und Fallstricke des euphorischen Einlassens auf moderne Technologie sind Cyberfeministinnen durchaus bewußt. Für sie wie für Donna Haraway ist die Cyborg eine Figur, die einen Ausweg aus Identitätstrouble möglich macht. Haraway als weiße, mittelständische us-amerikanische Akademikerin versucht sich zu verorten angesichts der Kritik von women of colour. Sie bezieht sich u.a. auf Trinh T. Minh-ha, die Unreinheit und Hybridität thematisiert: »Viele der jüngeren, in der Diaspora lebenden Generationen, die in der Kunstszene und Theorie-Szene heutzutage in Erscheinung treten, haben ihr Unbehagen mit jeglicher Grenzziehung auf beiden Seiten der Begrenzung zur Sprache gebracht: Und zwar genau deshalb, weil die unterschlagene Vielschichtigkeit einer Politik der Identität inzwischen völlig offen liegt. ›Identität‹ ist jetzt mehr ein Ausgangspunkt als ein Endpunkt des Kampfes geworden. Obwohl wir die Notwendigkeit einsehen, diesen Begriff von Identität anzuerkennen, in dem das Persönliche politisiert wird, wollen wir doch nicht darauf beschränkt bleiben. Leute, die dominiert und marginalisiert wurden, haben durch ihre Sozialisation gelernt, immer noch mehr als ihren eigenen Standpunkt zu sehen. In der komplexen Realität des Postkolonialismus ist es deshalb wichtig, die eigene radikale ›Unreinheit‹ anzunehmen und die Notwendigkeit anzuerkennen von einem hybriden Ort aus zu sprechen, und von dort aus mindestens zwei bis drei Dinge gleichzeitig zu sagen.« (Trinh T. Minh-ha 1990)

Die Identitäten der Cyborg sind in allen Aspekten variabel, eben auch im Sex/Gender. Somit kann die Cyborg-Figur als konsequente Figurierung feministischer Einsichten über den verkörperten, vergeschlechtlichten, konstruierten Charakter von Subjektivität gelten, die zugleich die Forderung ihrer Analyse und ihrer Vision enthält. Das Dilemma, in einer Welt der Grenzziehungen zu leben und daran beteiligt zu sein, immer wieder Ausschlüsse zu (re-) produzieren, ist damit nicht aufgehoben. Die Cyborg ist eine Möglichkeit, die Grenzen des eigenen Vorstellungsvermögens auszutesten und bestenfalls zu erweitern – so ungewiß das Resultat auch sein mag.

Heike Rösch, Marlis Gensler,
Anita Quakernack, Konstanze Mörsdorf

txt:

➤ Haraway, Donna: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt 1995a
➤ Haraway, Donna: Monströse Versprechen, Hamburg/Berlin 1995b
➤ Geene, Stephan: money aided ich-design, Berlin 1998
➤ Marinetti/ Balla: Technisches futuristisches Manifest, 1907
➤ Pritsch, Sylvia: Von Frauen, Cyborgs und anderen Technologien des feministischen Selbst; Vortrag der Frauenforschung Uni Bremen im Rahmen der Vortragsreihe »Erkenntnisprojekt Feminismus« 1998
➤ Spreen, Dierk: Was ver-spricht der Cyborg? in: *Ästhetik & Kommunikation* 96, 3/1997
➤ Theweleit, Klaus: Männerphantasien; Bd. 2, Männerkörper – zur Psychoanalyse des weißen Terrors, Reinbek 1980
➤ Trinh T. Minh-ha: Interview mit Judith Mayne 1990 »From a hybrid place«, in: Texte, Filme, Gespräche, München 1995
➤ Weber, Jutta: Feminismus & Konstruktivismus. Netzwerktheorie bei Donna Haraway, in: *Das Argument* 222, 5/1998
➤ [www.obn.org]: Wilding, Faith: Where is Feminism in Cyberfeminism? und Old Boys Network: _FAQ_Frequently Asked Questions

„Wer das Nichtstun ebenso wie die Arbeit scheut, findet leicht zum Buch."
Peter Brückner

Sie finden in der Karl Marx Buchhandlung **geistes- und sozialwissenschaftliche Literatur und Belletristik**. Alle lieferbaren deutschsprachigen Titel sowie englisch- und französischsprachige Literatur besorgen wir Ihnen in kürzester Zeit.

KARL MARX
BUCHHANDLUNG GMBH
JORDANSTR.11 · 60486 FRANKFURT/M.
TEL 069/778807 · FAX 069/7077399
KARL.MARX.BUCHHANDLUNG@T-ONLINE.DE

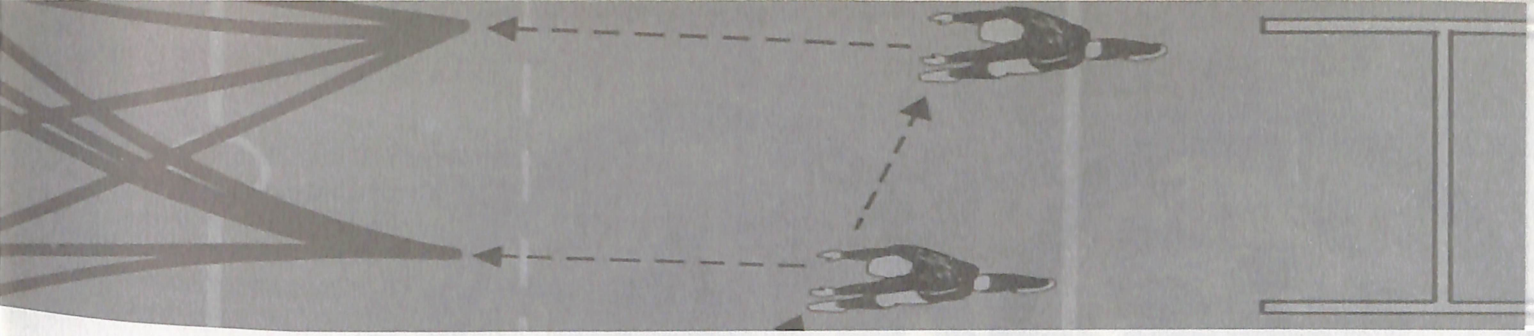
Beuten der Stadt

Im Juni 1997 setzte die Innenstadtkampagne in Parks, Einkaufsmeilen, Kinos, Veranstaltungsräumen und anderen ›gefährlichen‹ Orten zahlreicher Städte Zeichen gegen die Ausschlüsse und rassistischen Ausgrenzungen, die die neuen städtischen Politiken produzieren. Im darauf folgenden Jahr konzentrierte sich die Kampagne vielerorts auf die Bahnhöfe, deren Service/Sichheits/Sauberkeits-Programme als Prototyp cleaner und kontrollierter Urbanität kritisiert wurden (»Eure Sauberkeit kotzt uns an«). Auch wenn die Kampagnen wenig Spuren in den Städten hinterlassen haben, so haben sie innerhalb der linken Szene für die Thematik des städtischen Raums als Brennpunkt der Inneren-Sicherheits- Mobilisierung und Modernisierung erfolgreich sensibilisiert. Mittlerweile ist man wieder runter von den Straßen und Plätzen; dennoch gibt es sie noch, die Auseinandersetzung mit den städtischen Verdrängungskämpfen; man könnte jedoch sagen, daß sich ihre Formen »kultiviert« haben: Die Berliner Ausstellung der *AG Baustop Randstadt* vom vergangenen Herbst erschien mittlerweile beim *b_books* Verlag im Foto-Text-Bildchen-Collagen-Format. Die Zeichnungen Andreas Siekmanns waren im Frankfurter Portikus zu sehen (siehe *Jeans-Job*). Und nun liegt das Buch *Die Stadt als Beute* vor, in dem sich vieles von dem findet, was im Kontext der Kampagne diskutiert und auf die Tagesordnung gesetzt wurde: Die drei Autoren Ronneberger/Lanz/Jahn alias space-lab zeichnen nach, wie angesichts des Niedergangs traditioneller städtischer Ökonomien und eines forcierten Wettbewerbs zwischen Städten und Regionen nahezu allerorts städtische Managements das neue Credo kommunaler Politik durchgesetzt haben: Um der »Zukunftsfähigkeit« willen müsse die Stadt als wirtschaftliches Unternehmen geführt werden und sich auf die Anforderungen der neuen Ökonomie einstellen. So werden die Teppiche ausgerollt, also Gewerbeflächen ausgewiesen, Genehmigungen eilig erteilt und kommunale Gremien ausgehebelt, um Investoren und Konzernspitzen davon zu überzeugen, daß jeweils vor Ort die kapitalfreundlichste Zone eingerichtet wurde und die schnelle (Spekulations-)Mark zu machen sei. Die Autoren legen ihr Augenmerk dabei auf die Bereitschaft der Städte, ordnungspolitisch all diejenigen wegzupolieren, die als Kratzer im neuen städtischen Hochglanzlack ausgemacht werden. Während die gegenwärtige Stadtentwicklung die städtischen Bevölkerungen mit gravierenden Einschnitten in kommunale Versorgungs- und Sozialleistungen, gesteigerten Mietpreisen oder dem Verschwinden der alteingesessenen Eckkneipe konfrontiert, fungiert markige law&order Politik als neue Form der Integration des urbanen »Volkes«: Mögen sich andere Gegensätze auch noch so sehr zuspitzen – unter dem Banner der Gefahrenabwehr finden sich die verschiedenen Klassen der Mehrheitsgesellschaft als gemeinsam Bedrohte ein; publicityträchtig inszenierte Sicherheitspavillions und ein Heer von Uniformierten signalisieren, daß die Städte mit harter Hand gegen die als »gefährliche Klassen« Stigmatisierten vorgehen.

Der space-lab Crew zufolge zeichnet sich die gegenwärtige StadtalsStandort-Modernisierung gerade dadurch aus, daß sie das Modell gleichlaufender räumlicher Entwicklungen aufbricht und ein »Regime der Differenz«, d.h. ein hierarchisiertes Städtesystem und polarisierte Stadträume im Inneren entfaltet. Dies fängt das Buch dadurch ein, daß es als plastischer Streifzug durch eine sich rasant verändernde städtische Geographie geschrieben ist: Der Blick wandert von Stadt zu Stadt – und endlich einmal auch zu ostdeutschen Städten – und zeigt anhand zahlreicher konkreter Beispiele, wie sich der neue Stadttyp durch lokale Unterschiede hindurch formiert. Gerade aufgrund dessen ist es jedoch schwierig, die Entwicklungen einem allgemeinen

Jeans Job

Die Jeanshose war in ihrer Geschichte eine Arbeitshose und ist heute ein Symbol für Jugend, Freizeit und Mode. Nur was ist, wenn die *Jeans* keinen Job findet. Hanna Handy und Valie Wartebein warten ständig auf ein Angebot, Charly Chance nimmt gleich eine Zeitung zur Hand, nur Theo Tunix genießt



Topos zu unterstellen, da es in den einzelnen Städten nicht nur sehr unterschiedliche Startbedingungen und Lobbies (den Sozi-Gewerkschafts-Filz im Pott, den Finanzkomplex in FFM, die Rüstungsindustrie in und um München) für den »Neuanfang« gibt, sondern eben auch durchaus unterschiedliche Strategien desselben. So zeigte sich bereits während der Innenstadtkampagne, daß von der neoliberalen Restrukturierung der Städte zu sprechen zwar schön und gut und nötig war, die Situation von Ort zu Ort aber sehr variiert. Während Hamburg, die Krisenstadt der '80er, durch frühzeitige Weichenstellung auf private-public-partnership längst wieder zur erfolgreichen Handels- und Unternehmensstadt avanciert, verpflichten sich andere Städte der trüben Aussicht, durch die Umwandlung ihrer kahlgeschlagenen Produktionsstandorte in kontrollierte Konsum- und Spektakelparks nicht völlig ins Abseits zu geraten. Was Oberhausen sein CentrO, ist Bremen sein Space Park.

So bleibt die Suche nach einem Generalbegriff des neuen Stadttyps auch der Punkt, an dem die Autoren ins Lavieren geraten. »Neofeudale« Stadt, »ständische Bürger«-Stadt? Treffend scheint die These von der »revanchistischen« Stadt, macht diese darauf aufmerksam, wie stark die gegenwärtige Offensive als Attacke gegen die Arrangements der vorausgehenden Jahrzehnte vorgetragen wird (oh ja, die fordistische Stadt war häßlich und mittelmäßig). »Revanchistisch« beschreibt den Gestus von Rückeroberung, in dem von überstrapazierter Toleranz schwadroniert wird und sich nun die Kontrolle über Räume zurückgenommen werden soll, die angeblich vom Ganoventum, der Unmoral und dem Elend in Besitz genommen wurden.

So gelungen das Buch auch ist – bezieht man es auf die Innenstadtkampagne repräsentiert es gemeinsam mit den oben genannten Projekten der vergangenen Zeit doch irgendwie die einseitige Verlagerung der Auseinandersetzung mit der Stadt zwischen Buchdeckel und in Bilderrahmen. Feister stadtsoziologischer Nachschlag? Ob dies tatsächlich so ist, bleibt, bleiben muss, ist nun aber wahrlich nicht Sache des Buches. *Die Stadt als Beute* – es kommt drauf an, was man draus macht.

Christian Sälzer

Klaus Ronneberger, Walter Jahn und Stefan Lanz: Die Stadt als Beute, Dietz Verlag 1999; 24,80 DM, 128 S. (das Buch, das aussieht wie ein Taschenbuchkrimi).

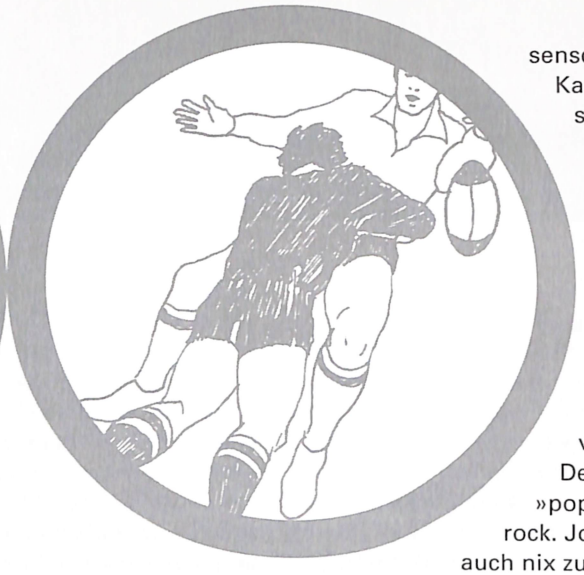
© Wolfgang Günzel

die Zeit. Harry Habenichts will protestieren und Eva Ebbe steht mal wieder vergeblich am Bankautomat.

Ria Runde will es ebenso machen wie in der Werbung, während Quirin Quote sich ständig im Fernsehen bei den Nachrichten bestaunt. Für Paula Prekär zeichnet sich vielleicht ein Weg als Kellnerin ab. Dieter Daheim guckt lieber in die Ferne in den Wald aus lauter Kränen und weiß, bald wird auch diese Aussicht sich verschließen.

Alle im *Jeans Job* wollen bald eine Perspektive.

Die »Fremdfiguren für Ferrero« (aus Knetgummi, signiert und numeriert) sind der Portikus-Edition *von Andreas Siekmann entnommen. Diese war von August bis September diesen Jahres im Frankfurter Portikus in der Ausstellung »aus: Gesellschaft mit beschränkter Haftung« zu sehen. Zu den dort ebenfalls ausgestellten Zeichnungen Siekmanns unter den Titeln ›Ware-Person-Ware‹, ›Arbeitskampf-Revue‹, ›Falsche Freiheit Frankfurt‹ u. a. siehe* com.une.farce *no. 3.*



Big in Berlin tonight

Heinz Bude verspricht Die Sterne vom Schröderhimmel zu holen

Manche glauben, das mit der großen Politik sei alles Theater. Zu ihnen gehört auch der Soziologe Heinz Bude, Leiter des Arbeitsbereichs Bundesrepublik am Hamburger Institut für Sozialforschung. Drucksen auf der »Vorderbühne« nun schon seit einem Jahr die »Achtundsechziger« herum, »machen sich auf der Hinterbühne die Angehörigen einer ›Generation Berlin‹ bereit, die sich die ›Berliner Republik‹ zu eigen machen will.« (*FR* 22.9.99).

Und tatsächlich: Ein paar »Youngsters«, wie sich manche Jung-MdBs der SPD neuerdings nennen, haben eine neue Zeitschrift gegründet. Mit »Berliner Republik« ist ihnen wohl die großkotzigste Namensgebung der letzten Zeit gelungen. Hans-Peter Bartels, Mitherausgeber und ebenfalls »Jung-Star«, liefert in *Die Zeit* (40/99) einen kleinen Vorgeschmack. G-E-N-E-R-A-T-I-O-N B-E-R-L-I-N heißt sein Artikel und bereits im ersten Satz läßt Bartels die Sau raus: »Wir sind brav, nett, korrekt und pünktlich, strebhaft, staatstragend, milde, spießig, so langweilig wie ein Volkswagen: unsere praktische ›Generation Golf‹ eben.« Hat er natürlich nur Spaß gemacht, der kleine Schröderracker. Doch wieder zurück zu(r) Bude, wo es eher soziologisch zugeht. Also seinen Jungs, die selbst noch nicht genau zu wissen scheinen, was die »Generation Berlin« eigentlich sein soll, hat er das im Willy Brandt-Haus (richtig: mitten in Berlin) klipp und klar gesagt. Um dem wissenschaftlichen Bemühen, dem Kanzler Jugendlichkeit zu schenken, gebührend zu begegnen, wird die zentrale Kategorie im folgenden hochachtungsvoll »das GB« genannt.

Um '65 geboren ist das GB unter den Knappheitspostulaten und dem »Weiter so« der 70er/80er aufgewachsen. Seine besten Jahre verbrachte es entweder mit Dekonstruktivismus oder aber »populär« orientiert mit Punkrock. Jobmässig gibt's für das GB auch nix zu meckern, denn gesicherte Arbeitsverhältnisse kennt es ohnehin nicht. »Risikokompetenz« ist sein Gütesiegel. Seinen 68er-Chefs hat es genau auf die Finger geschaut. Und weil man als AngestellteR ja nicht übermäßig das Maul aufreißen kann, spürt man in »skeptischer Abgeklärtheit« die »blinden Flecken des Unternehmens der Gesellschaftskritik« auf: Selbstbefreiung, Gleichheit der Förderung, das Dagegensein. ›Alles Selbstbetrug‹, ereifert sich das zur Revolte zu spät gekommene Persönchen. Daraus ist doch nur Selbstzwang, Ungleichheit der Leistung und ein Dabeisein geworden. Ein wohlwollendes Lächeln vom Chef läßt sich damit allemal ergattern. Aber wo bleibt denn da das Positive?

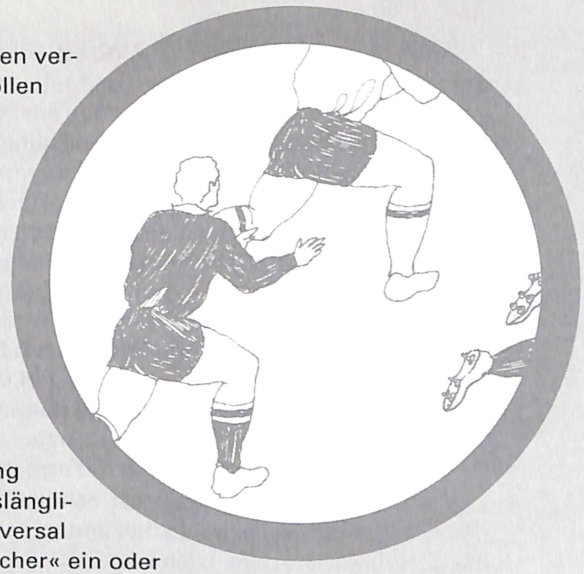
Am Ende der 80er drohte das GB, an der Nadel des Skeptizismus hängend, »die Bereitschaft zur Gegenwart« zu verlieren. Doch da kam die Rettung: »das Revolutionsjahr von 1989 – die Wiederkehr der Geschichte«. Man erinnert sich: Da waren welche, die verbrachten ihre Adoleszenz mit der Konservativen Revolution (die intellektuellen Totengräber der Weimarer Republik) oder aber populär orientiert mit Pogromen gegen Flüchtlinge und MigrantInnen. Erstere, die Salonfaschisten von der *Jungen Freiheit*, ließen keine Gelegenheit aus, sich das »Wir 89er!«-Etikett ans Revers zu heften. Dennoch, so recht klappen wollte es bis heute nicht mit dem persönlichen Ticket nach Mitte. So ist es auch nicht weiter verwunderlich, daß Karl Heinz Weissmann, der Geschichtslehrer mit dem 50er-Jahre-Charme, sich begeistert Budes GB annimmt (vgl. *JF* 33/98). Nach seinem Geschmack muß das GB »realistisch, hart und apollinisch« sein und wird in der »Auflehnung gegen die allgemeine Verschlampung« entstehen, die die »Libido-Revolution« von 68 zu verantworten hat; denn es herrscht eine allgemeine »Beunruhigung über das Wegbrechen der moralischen Dämme«. So angepaßt die 68er gottseidank mittlerweile sind – im Stahlbad der (nationalen) Zukunft werden sie sich nur verbrühen. Der Ekel vor der Republik, die zur erotischen und deshalb bedrohlichen Frau phantasiert wird, und das nationale Erweckungsgebet ›Mein Reich wird kommen‹, die so typisch für Männerphantasien im Deutschland der 20er waren – Heinz Weissmann hat sie drauf.

In Budes politisch-soziologischer Puppenkiste für die SPD geht tatsächlich alles ein wenig gemäßigter zu. Püppchen Bartels (»Unsere Themen sind nicht so charmant wie freie Liebe und Klassenkampf.«) bevorzugt die weichen Töne, die es an Zackigkeit dennoch nicht fehlen lassen: »große Lösungen« sind gefragt und dafür »muß allerdings Schluß gemacht werden mit einigen politischen Korrektheiten, die das Umdenken behindern.« Zum Beispiel: Migration. Falls eine »aufgeklärte« Sozialpolitik nicht genügend Manpower aus »unserer Geburtenrate« rausholen kann, wären noch ein paar Plätze frei in Berlin Mitte. Die »Integrationskräfte« müssen gestärkt werden, Schluß mit der »Multikulti-Tanzfolklore«, stattdessen »erstens, zweitens, drittens:« Die AnwärterInnen haben gefälligst fließend deutsch zu sprechen und solcherlei Bildungdienstleistungen gibt's auch nicht zum Nulltarif. »Denn Leistung, nicht Herkunft, soll den Unterschied machen.« Wer sich im Assimilationswettlauf nicht an den vorderen Plätzen halten kann, erhält den Stempel »gefährlich fremd« (*Der Spiegel*) und wird von freundlichen BGS-BeamtInnen abgeschoben.

Ähnlich sportiv geht es beim finalen Subjektentwurf des GBs zu – dem »unternehmerischen Einzelnen«. GB beschreibt letztendlich darin doch weniger eine geschlossene Altersgruppe als vielmehr eine »Gemeinschaft der Haltung«: '89 endlich vom lästigen Suchen nach Alternativen zur kapitalistischen Vergesellschaftung befreit, ist »transzendentale Nüchternheit« angesagt. Sie steht für die Abkehr von der Kritik der bestehenden Verhältnisse, »ohne der puren Affirmation das Wort zu reden.« Es handelt sich dabei um eine wirklich brandneue Erkenntnisse hervorbringende Haltung, die nämlich »keine Position außerhalb des Spiels von Macht, Wissen und Geld vorsieht. Wer mitspielen will, muß um Verbündete für seine Definition der Wirklichkeit werben.« Ja, so funktioniert bürgerliche Gesellschaft wohl. Um das zu erkennen, brauchte Antonio Gramsci, fünfzig Jahre vor dem Crash des Realsozialismus, allerdings nicht die vorgebliche Einsicht, daß außer Kapitalismus nix mehr geht. Ganz im Gegenteil: Ihm ging es darum, nach einem neuen Modus zu suchen, mit dem die Subalternen in dieser Gesellschaft sich selbst befreien können. Aber damit hat Budes unternehmerisches Subjekt denkbar wenig zu schaffen. Kooperativer Smalltalk mit den Wirtschaftsbossen findet es selbstverständlich prima, und deshalb ist für Bartels nicht klassen-, sondern »gemeinwohlorientierte Reformpolitik« die Zukunft der Sozialdemokratie. Damit kann sich das superkreative GB auch morgen noch kraftvoll auf dem »offenen Feld der Möglichkeit« vermarkten. Und wenn die Ideen mal ausgehenoder sie leider keinen Geldsack interessieren und die Rente mit 70 immer noch auf sich warten läßt? Na ja, lange genug in Berlin-Mitte gehockt, die anderen wollen schließlich auch mal rein ...

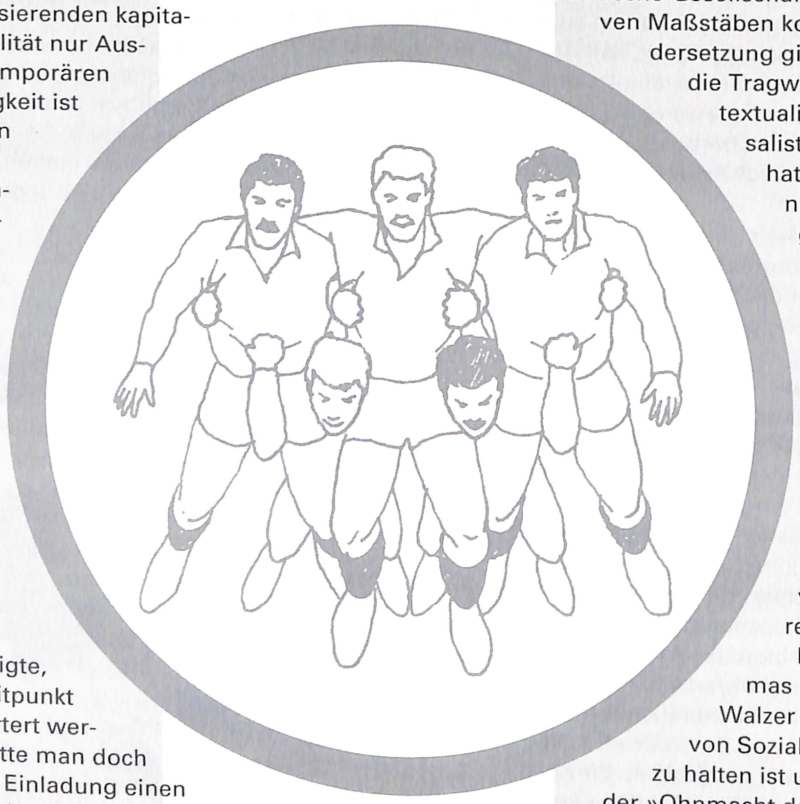
Übrigens, Gramsci hat den Beat gefunden. Er heißt Stellungskrieg, also der Kampf um die Definition der Wirklichkeit. Er läßt sich vortrefflich gegen soziologische Erfindungen führen, die den Subalternen vermitteln sollen auch zur bürgerlichen Mitte zu gehören. Und das gilt ganz besonders für das GB. Denn die Vorstellung als lebenslänglicher »Universal Tellerwäscher« ein oder zwei mal big in Berlin zu sein und schön einen auf Kleinfamilie zu machen, ist nicht nur »bescheiden« (Bartels) sondern offensichtlich zum kotzen. Die Neue Mitte ist eine viel zu enge Bude. Denjenigen, die hier mit mir davor Schlange stehen, sei zugeflüstert: Just kick it. Was fetteres bringen wir allemal an den Start!

Lenino D.



Professorentalk

Das Frankfurter Institut für Sozialforschung hatte vom 23. bis 25. September zur ›Kritik der Gesellschaft‹ anläßlich seines 75. Geburtstags geladen. Ein kleiner Euphemismus, denn angesichts der personell und institutionell bruchstückhaften Geschichte des Instituts hätte es auch der 67. zur Emigration, der 48. zur Wiederansiedlung in der BRD oder der 30. wegen der Umbrüche nach Adornos Tod sein können. Aber wer will schon auf das Label der Kritischen Theorie verzichten? In der Einladung zur Konferenz bemühte man sich dann auch um eine Reminiszenz an die alten Recken in Form der Frage, »ob die Spaltung zwischen dieser neuen Bescheidenheit in der Gesellschaftskritik und der sich totalisierenden kapitalistischen Realität nur Ausdruck einer temporären Ungleichzeitigkeit ist oder selbst ein Teil des Problems der Dialektik der Aufklärung, das heißt des Verstummens jeglicher politisch folgenreicher Gesellschaftskritik.« Eine Frage, die, wie ein kurzer Blick in das Tagungsprogramm zeigte, zu keinem Zeitpunkt ernsthaft erörtert werden sollte, hatte man doch bereits in der Einladung einen »Auszug aus den Schützengräben marxistischer Totalkritik am Kapitalismus« angekündigt. Im Verlauf der Konferenz bestätigte sich dann auch, daß der Verweis auf Ökonomismus und Geschichtsteleologie immer noch ausreicht, um sich von einem hegelmarxistischen Totalitätsbegriff in Gänze zu verabschieden.



Insgesamt hatte man mehr auf Repräsentation denn auf Reflexion gesetzt: Prominente Gäste wie Zygmunt Baumann, Chantal Mouffe, Richard Sennet, Iris Young u.a. aus dem westlichen Denk-Gewerbe waren geladen, der Kritischen Theorie ihre Aufwartung zu machen. Die Podiumsbeiträge waren allerdings zumeist bis zur Peinlichkeit schlecht aufeinander abgestimmt. Während etwa Iris Young sich im amerikanischen Kontext der gender-studies um eine Aufwertung der Arbeitskategorie gegenüber entfremdeten und schlecht bezahlten Jobs bemühte, sprach Stephan Leibfried über den Zusammenhang von Wohlfahrtsstaat und Weltmarkt. Klar, als Sozialwissenschaftler bringt man auch das zusammen, nur eine Diskussion entsteht dabei kaum. Im Grunde lief also eine typische Jubelveranstaltung ab, bei der jede und jeder sich sein Theoriebröckchen herauspicken konnte.

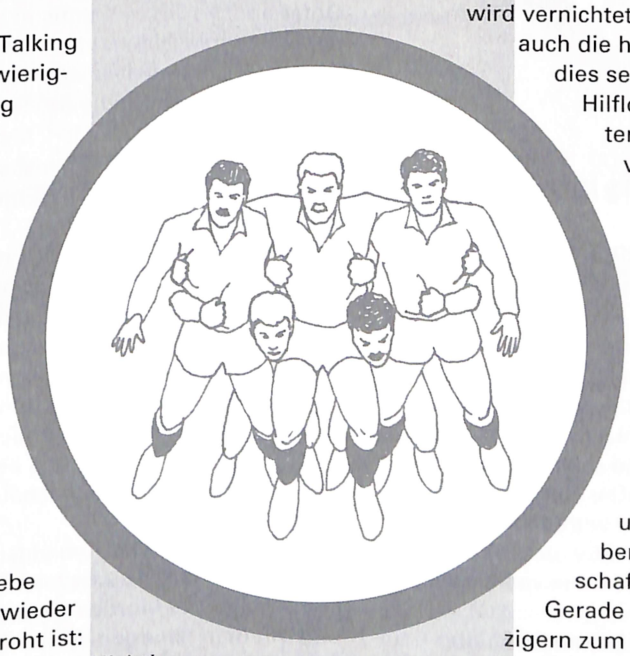
Ein Zusammenhang zwischen den verschiedenen ›Panels‹ stiftete allenfalls die von IfS-Theorie-Kronprinz Axel Honneth angezettelte Diskussion um die einer Kritischen Theorie der Gesellschaft adäquaten Maßstäbe. Die Anerkennungstheorie, in ihrer von Honneth entwickelten Variante, schließt an die Habermas'sche Kommunikationstheorie an, versucht aber, das sprachliche Vernunftpotential mittels sozialisatorisch erworbener Identitätsansprüche zu fundieren, ohne dabei die explizit normative Grundlegung der Theorie aufzugeben. So soll eine erneuerte kritische Gesellschaftstheorie zu ihren positiven Maßstäben kommen. Die Auseinandersetzung ging nun nur noch um die Tragweite der Normen, kontextualistische versus universalistische Ethik also. Dazu hatte man den Kommunitaristen Michael Walzer geladen, der schon in seinen ›Spähren der Gerechtigkeit‹ mit so brillianten Gedanken, wie der wechselseitigen Irreduzibilität von Bereichen wie Geld und Kirche auf sich aufmerksam gemacht hatte. Ein leichtes Opfer, dachten die Sozialforscher im IfS vielleicht und hatten recht.

Diskussionsleiter Habermas resümierte, daß die von Walzer vorgenomme Trennung von Sozialtheorie und Kritik nicht zu halten ist und leitete zum Problem der »Ohnmacht des Sollens« – also zum Desinteresse an den ›richtigen‹ Maßstäben – über. Was sich wie eine abgehobene sozialphilosophische Erörterung ausnimmt, zielt auf den politischen Kern der Debatte; nämlich der Verankerung und Durchsetzung einer ›starken Normativität‹. Letzteres ist die Antwort der neuen Kritschen TheoretikerInnen auf den deregulierten Nationalstaat. Wenn Joseph Fischer fast zeitgleich auf der UN-Vollversammlung für die Ausdünnung nationalstaatlicher Souveränität im Namen der Menschenrechte plädiert, ist das ein Konnex, dessen Thematisierung einer ›Kritik der Gesellschaft‹ besser zu Gesicht gestanden hätte, den man – mit Rücksicht auf den Jubilar – aber sorgsam aussparte. Zu erwarten ist freilich, daß man sich der von Habermas schon im Kosovo-Krieg vertretenen Interventionsposition anschließt und die Neue Mitte so ihre Hausphilosophen erhält.

Michael Elm

TALKING HOME

Im Frühjahr 1999 erschien nach vierjähriger Produktionszeit endlich die erste Anthologie von Frauen/Queers of color in Deutschland. Die Herausgeberinnen Beldan Sezen und Olumide Popoola hatten beim Versuch, das Werk bei einem Verlag unterzubringen, im Grunde noch einmal die Mechanismen erlebt, um die es auch im Buch selbst die ganze Zeit geht: die Unsichtbarmachung von Lesben of Color in Deutschland; den starken Assimilationszwang an dominante Diskurse und Benimmregeln. Vor allem dominierte jedoch das paradoxe Bestreben[1], Abweichungen von der herrschenden Norm als kuriose und appetitliche Objekte der Theorie zu favorisieren. Allerdings nur solange die ebenso rassistischen wie heterosexistischen Hierarchien im politischen und diskursiven Feld unangetastet bleiben und Queers of Color dort weiterhin schamlos ausgegrenzt werden.



Entstanden ist mit Talking Home, trotz aller Schwierigkeiten, eine Sammlung aus Lyrik, Bildern und Texten, die verschiedene Facetten der Erfahrungen von queer women of color umfaßt. Es geht um Alltag, Assimilation, und immer wieder um überschüssige oder verfehlte Kommunikationen, Bilder scheiternder Ankunft, multipler Anwesenheiten und rauschender Liebe. Liebe allerdings, die immer wieder von Auslöschung bedroht ist: »Lesben? Die Gibt Es Bei Uns Nicht!« überschreiben Selmin Caliskan und Modjgan Hamzhei ein Kapitel ihres Textes über Lesben of Color. Lesbische Migrantinnen in Deutschland sehen sich sowohl den Homophobien ihrer Communities ausgesetzt, als auch einer vorwiegend weißen Lesbenszene, die heftigen Assimilationsdruck ausübt.

Die Überschneidung verschiedener Modi der Ausgrenzung, in diesem Fall Rassismus und Heterosexismus, gilt zwar gemeinhin als besonders spannendes Demonstrationsbeispiel heterogener Identitäten. Caliskan und Hamzhei weisen jedoch daraufhin, daß diese überschwengliche Einschätzung aber regelmäßig versagt, sobald tatsächlich Lesben of Color ins Spiel kommen. Lesbischsein wird in der deutschen Lesbenszene als westlich-progressiv gesehen, Women of Color als »unterdrückt« bemitleidet. Identitäten auf der Ebene der Geschlechterkonstruktion in Frage zu stellen, kann Borniertheiten, wenn es um Rassismus geht offensichtlich nicht verhindern, geschweige denn aufheben.

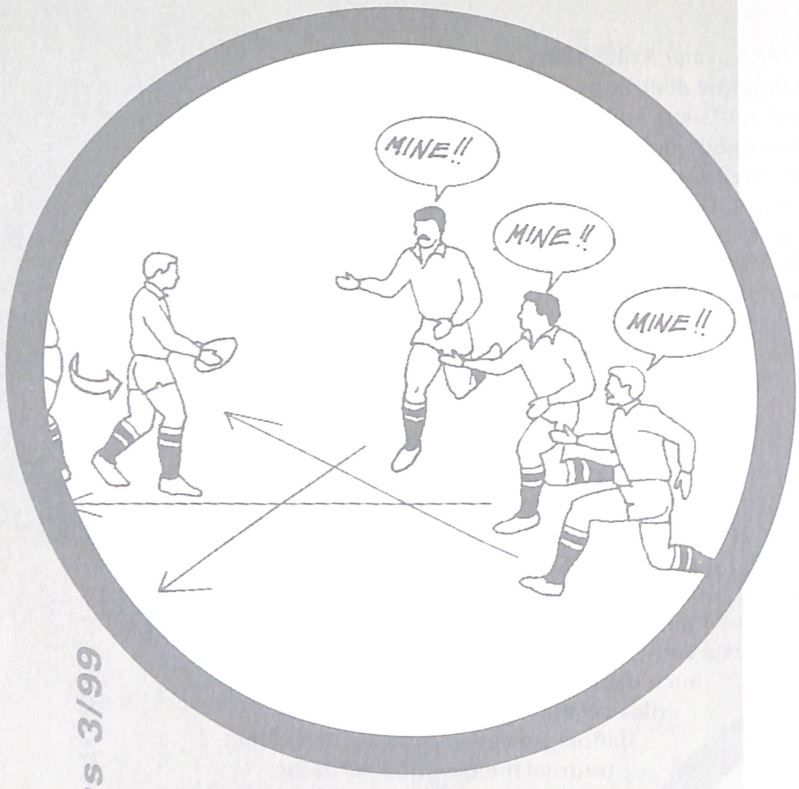
Mit solcher Kritik halten sich die Autorinnen der Anthologie allerdings nicht lang auf. Statt dessen wird der Fokus auf die Erschreibung von Schwesterlichkeit, Sinnlichkeit und Stärke gelegt. Durch das Lob der Zunge etwa, die sich zwischen (physischer) Liebe und mehreren Sprachen bewegt (Kader Konuk). Mit dieser Vielsprachigkeit, teilweise drei Sprachen in einem Text, wird allerdings keineswegs kosmopolitische Kompetenz abgefeiert. Barbara Laehrmann weist daraufhin, wie wichtig andere Sprachen sein können, um Rassismuserfahrungen zu artikulieren, für die das Deutsche nur ein dumpfes Schweigen parat hat. Englisch funktioniert in diesem Fall als Schutzraum, als distanzierende Versprachlichung des Traumas, als »Mittel der Befreiung von altbekannten, unbenannten Kreisläufen.«

Die alltägliche Tilgung aus Sprache und Bild thematisiert auch Beldan Sezen: Deutschland reduziert das Ich zum »nICHts«. Und »nichts wird gesehen/ nichts wird gehört/ nichts/ rennt gegen wände/nichts wird vernichtet«. Sezen verspottet allerdings auch die hauptberuflichen Opfer. Auch dies sei eine Falle: in zugeschriebener Hilflosigkeit zu verharren, und Unterdrücktheitswettbewerbe zu veranstalten. Vom »nICHts« zum »Ich«: die Rekonstruktion eines Subjekts ohne Fülle, einer Geschichte gefährdeter Anwesenheit, die Herausforderung des Begriffs der Autorin in einem Land, das eine solche Position für Women of Color nicht vorsieht, bilden deutliche Einsprüche gegen populistische Variante der Dekonstruktion, die sich unterschiedslos aller Identitäten bemächtigt, egal welche gesellschaftliche Position sie innehaben. Gerade queer theory ist in den Neunzigern zum Paradigma der Infragestellung von Identität überhaupt avanciert und wurde auf alle möglichen Formen von Subjektbildung angewandt. Wenn jedoch dabei die gesellschaftlichen Machtgefälle aus dem Blick geraten, verwandelt sie sich in einen leeren Universalismus, der die Fortführung der Unsichtbarmachung und Unterdrükkung von Lesben of color reproduziert.

Hito Steyerl

[1] Olumide Popoola berichtet etwa in *Afrolook* 27/98 darüber, dass der *ID Verlag*, der *Loving the Alien* herausbrachte, die Veröffentlichung einer Anthologie mit Texten von queer women of color mit dem Hinweis ablehnte, dass es ihren »Vorstellungen von einer Auseinandersetzung mit dem Thema« nicht entspräche. (»Was für ein Morgen ... Queer of Colour-Kultur/Kunst nicht sensationell genug für deutsche Linke?«; vgl. Hito Steyerl: Und wenn er aber kommt? Die Gegenwart der Aliens, in *sechste hilfe*, S. 28–31)

Beldan Sezen & Olumide Popoola (Hg.): Talking home. Heimat aus unserer eigenen Feder, Frauen of color in Deutschland, blue moon press (Amsterdam) 1999, 123 S., DM 20.–



LEBENSZUG

EINE JIDDISCHE HOLOCAUSTKOMÖDIE VON RADU MIHAILEANU

Nein, »Train de vie« ist nicht der erste Film, der sich dem Phänomen des Nationalsozialismus mit den Mitteln der Komödie nähert. Von Lubitsch, Chaplin, Mel Brooks und Benigni sind die bekanntesten Filme. In der Literatur wird inzwischen Edgar Hilsenrath, dessen Roman »Der Nazi und der Friseur« zunächst kaum beachtet wurde, selbstverständlich anerkannt. Sehr provokativ, gerade für deutsche LeserInnen, sind die Romane von Melvin Jules Bukiet.

Das besondere an dieser filmischen Erzählung ist ihre ausdrücklich ostjüdische Erzählweise. Der Autor Radu Mihaileanus, ein nach Frankreich ausgewanderter ungarischer Jude, verwendet nicht nur Zitate aus der kulturellen Substanz des Stetls, er bemüht sich um eine filmische Form des jiddischen Theaters. Dies wird durch die Zusammenarbeit mit dem jiddischen Theater Bukarest bei der Produktion noch verstärkt.

Die Geschichte entwickelt sich aus der Genreschilderung eines südosteuropäischen Stetl mit allen Klischees von Aussehen der Menschen bis zur Musik und den Formen der Debatten. Die Ankündigung, daß die Wehrmacht sich dem Ort nähert, bringt zugleich Gerüchte über den Massenmord zu den Dorfältesten. Wir kennen die Situation aus Elie Wiesels »Nacht«. Der Dorfdepp ist zugleich der Hellseher, er warnt die Juden und hat auch einen Vorschlag: Sie sollen einen eigenen Deportationszug auf die Schienen bringen und auch selbst die SS-Mannschaften spielen. Die Umsetzung des Planes erfolgt in chaotischen Szenen, die immer die Unmöglichkeit des Gelingens dieses Projektes deutlich machen. Neben der »künstlichen « Spaltung der Gemeinschaft in »deportierte Juden« und »Deutsche«, die Uniformen und Drill nebst deutschem Sprachunterricht erhalten, entwickelt die Erzählung auch die Spaltungen der realen osteuropäischen Judenheit vor 1939. Es gibt die kommunistische Kadergruppe, die im Zug während der scheinbar ziellosen Reise agitiert und zum Widerstand gegen diejenigen aufruft, die SS-Männer spielen. Es gibt alle Spielarten von Lebensentwürfen in der Gemeinschaft der Dörfler zwischen Assimilation an das imaginierte westeuropäische Bürgertum und dem traditionellen frommen Judentum.

Die rasante Zugfahrt enthält neben einer Unzahl an Beinahe-Katastrophen eine Liebesgeschichte viele andere rührende Episoden. Das Bild der SS-Männer, die auf dem Feld neben dem Zug beim Gottesdienst zum Beginn des Sabbat beten, bringt die Aggression der Erzählung gegen die festen Bilder vom Holocaust zum klarsten Ausdruck: Die Opfer und die Täter sind nicht so einfach von einander zu unterscheiden. Immer wieder wird die Rotation des Vexierspiels beschleunigt: Die SS-Männer sind fromme Juden, die größte Bedrohung der Juden sind die Kommunisten, die SS-Männer sind aber auch Zigeuner und sie sind die eigentlichen Hoffnungsträger – aber am Ende ist das alles nicht wahr.

Dieser komplexe und hoch gespannte Bogen der Erzählung kann von der gewählten Form des Films nicht gehalten werden. Das lustig- volkstümliche des chargierenden Schauspielens, die Heimatfilmkulisse des Dorfes, die immer an Klischees der jiddischen Musik entlang komponierte Filmmusik – das alles läßt Differenzierungen nicht zu. So entsteht mit dem Fortgang der Erzählung eine gewisse Ermüdung, die man sich als Zuschauer gern verbieten würde.

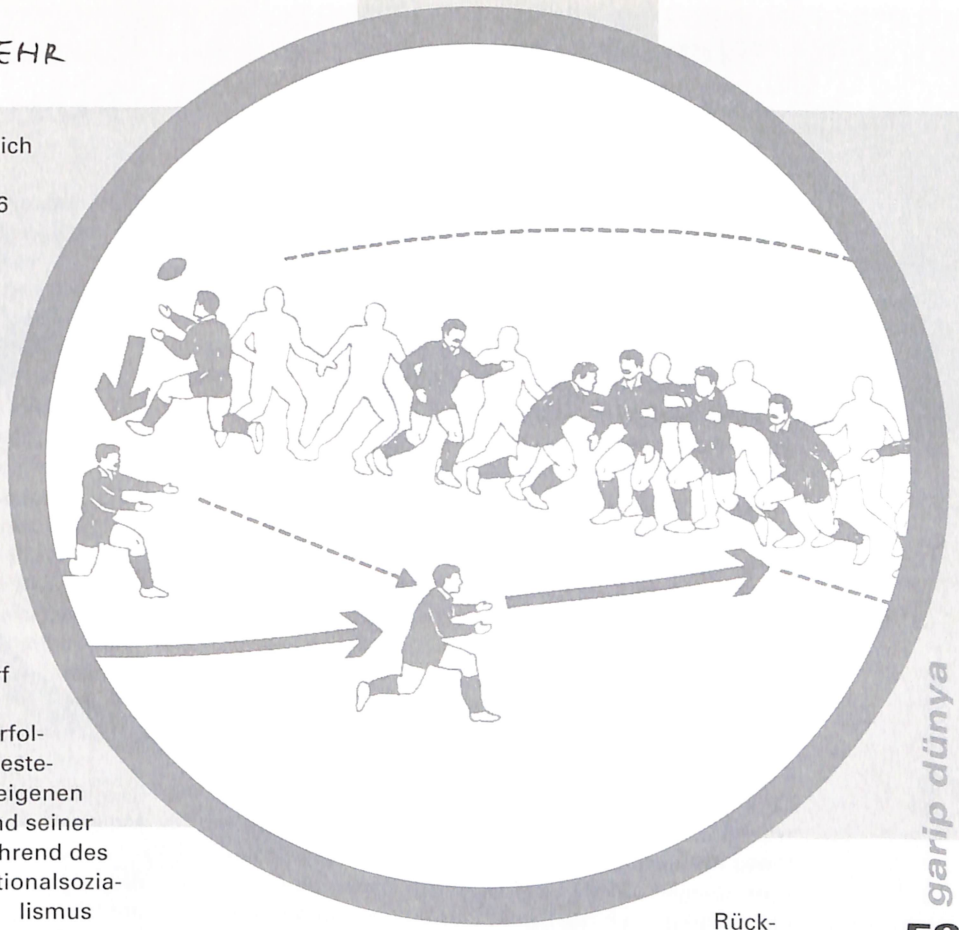
Wie Benignis »Das Leben ist schön« ist dies ein Film, der nur mit historischem Abstand von den Erlebnissen des Mordes an den europäischen Juden und mit dem heutigen Wissen über die historischen Fakten verständlich ist. Es ist alles andere als ein aufklärender Film. Seine Komik entsteht aus der Kenntnis der historischen Fakten. Wenn der Zuschauer nicht wüßte, daß ein solches Dorf keine Chance hatte, daß all diese Liebenswürdigkeit im industriellen Massenmord untergegangen ist, hätte die ganze Erzählung keinen Sinn. Das Wissen um den Untergang des kommunistischen Entwurfs ist eine zusätzliche Ebene der Rezeption, die all die Verweise auf die Revolutionäre aus dem Judentum in den Kommunistischen Bewegungen Osteuropas erst witzig und traurig zugleich macht. Und diese Mischung erzeugt bekanntlich die Komödie.

Der Schluß des Films, der die phantastische Konstruktion zerstört, ist dann schon zu deutlich. Er macht deutlich, daß der Autor den Zuschauern doch nicht traut.

Gottfried Kößler

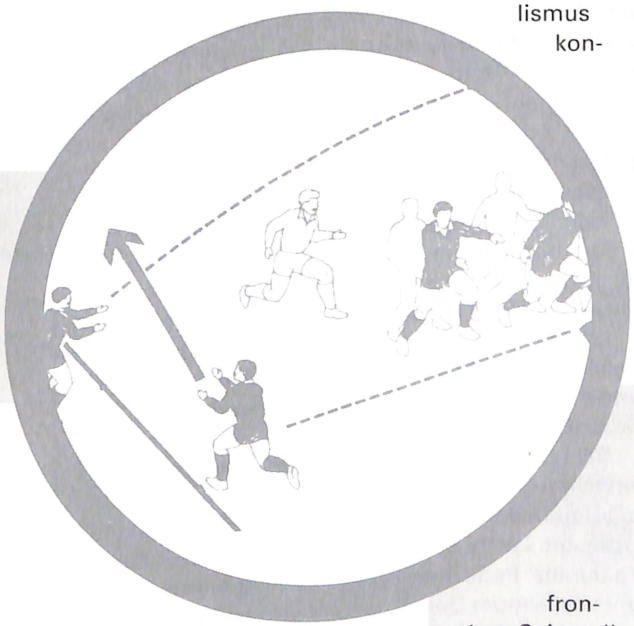
»Train de vie« (Radu Mihaileanu, Frankreich 1998), noch ohne deutschen Verleih

Verweigerte Rückkehr



Der Bogen der Autobiographie spannt sich von Schmallenberg, einer Kleinstadt im Sauerland, in der Hans Frankenthal 1926 als Sohn eines Viehhändlers geboren wurde, nach Schmallenberg, wohin er 1945 zurückkehrte. Dazwischen liegen die Jahre der Verfolgung und Vernichtung durch das NS-Regime. Hans Frankenthal wird nach Auschwitz-Monowitz deportiert, wo er sich viele Strategien des Überlebens aneignet und erstmals mit politischen Widerstandsgruppen in Kontakt kommt.

Das Buch skizziert am Beispiel des Mikrokosmos Schmallenberg den schleichenden Prozeß der Ausgrenzung und Vertreibung der jüdischen Bevölkerung seit 1933, den Frankenthal zunächst als Kind in seinem Dorf erlebt. Nach dem Krieg trifft er in den städtischen Ämtern nicht nur auf die Verfolger von einst, sondern erfährt das Fortbestehen antisemitischer Ressentiments am eigenen Leibe. Bis heute ist er mit diesem Ort und seiner Geschichte während des Nationalsozialismus konfrontiert. Sein politisches Engagement wird durch diese Erfahrungen entscheidend geprägt.



Der erste Teil des Buches erzählt das Leben von Hans Frankenthal und seinem zwei Jahre älteren Bruder Ernst, deren Überleben in der Zeit im Lager eng miteinander verflochten war. Ihre Geschichte handelt vom Verlust einer gesicherten Existenz über Zwangsarbeit in Nordhessen und im Konzentrationslager Auschwitz bis zur Rückkehr und dem Neubeginn in Schmallenberg, womit der zweite Teil des Buches beginnt.

Frankenthals Auseinandersetzung mit der deutschen Tätergesellschaft ist im Anschluß an seine Rückkehr geprägt von der Restauration und der nicht vorhandenen Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen. Als Mitglied des Auschwitz-Komittees mischt sich der Autor zunächst in Schmallenberg und später bundesweit in die Diskussionen ein. Es ist eine persönliche Einmischung, der es gelingt, von selbst Erlebtem zu abstrahieren.

Viele Autobiographien von Überlebenden des NS- Regimes enden 1945. Durch die Fokussierung auf die Nachkriegsgeschichte gelingt dem Erzähler und seinen MitarbeiterInnen zweierlei: Die Biographie Hans Frankenthals wird so vielfältig beschrieben, daß die Jahre im Konzentrationslager zwar als der lebensgeschichtliche Bruch hervorgehoben werden, die Geschichte des politischen Lebens Hans Frankenthals nach 1945 jedoch über die Perspektive eines Opfers weit hinausragt. Dem Buch ist außerdem die deutliche Aufforderung zu entnehmen, sich gegen die nach wie vor revisionistischen Entsorgungspraxen der NS-Vergangenheit in Deutschland zu wehren.

Christian Kolbe

Hans Frankenthal (unter Mitarbeit von Andreas Plake, Babette Quinkert und Florian Schmaltz): Verweigerte Rückkehr. Erfahrungen nach dem Judenmord, Frankfurt (Fischer) 1999; 18,90 DM

>>IST EIGENTLICH DIESES JAHR KEINE TANZDEMO?<<

... fragt Jasmin Mitte Oktober auf dem FFM-Party-Messageboard der tresurbain e-group. Nö, zu spät. Es war bereits in einer gar nicht so lauschigen Augustnacht, als die Leute durch die Straßen dieser Stadt tanzten, doch eigentlich war diesmal alles anders.

Nein, das sollte partout keine Nachttanzdemo sein. Manche werden sich vielleicht noch an die Sattelschlepper erinnern, die im vergangenen Jahr inklusive Polizei-Eskorte und bestückt mit vom Ordnungsamt geeichten Lautstärkereglern im Namen urbaner Lebensqualität durch die Innenstadt donnerten – zugegeben schon ziemlich fett, aber Schnee von gestern. Nach dem für die beteiligten Kleinunternehmen publicityträchtigen Bombast-Exzess backte die subkulturelle Party-Boheme diesmal kleinere Brötchen. Nur zwei Musikwagen wurden aufgefahren, angemeldet war gar nix und auch die Route war eine völlig andere. Alles begann im Untergrund: Unsicher um sich blickend schleppen gegen kurz nach Zehn ein paar windige Gestalten mit Kapuzen über den Köpfen – da trifft sich der gemeine Raver mit aufgeklärten Polit-AktivistInnen – Plattenspieler und Boxen in die S-Bahn-Station Ostendstrasse. Zwei Minuten später dröhnt der erste Beat durch die weitläufige Station. 22.37 h, eine Bahn fährt ein, inzwischen vielleicht 400 Leute: die nehmen wir jetzt. Im Waggon dann Gabba aus dem Ghettoblaster – und niemand traut sich zu rauchen. 11 Minuten später: Emser Brücke, Station Messe, alle raus. Fast im Niemandsland dann der Nacht-Umzug: Messekreisel, Platz der Republik, Hafentunnel. Alles Gegenden, in denen die Sperrstunde kein Thema ist und mit der einstigen Nachttanzdemo-Metaphorik des »Wir sind laut« hatte das sowieso nichts mehr zu tun – der begehrte politische Inhalt läßt sich nur schwer in der diesjährigen Aktion aufspüren. Auch die Leute, die organisiert haben, weisen den weit von sich. In den Kontext der Entwicklung der letzten drei Jahre – es hatte sich mehr als angedeutet, daß die Veranstaltung eine deutliche Bewegung hin zu so abgelutschten Kategorien wie Mainstream, Kommerzialisierung etc. vollzieht – paßt die Aktion jedenfalls nicht. Wenn überhaupt, muß erstmal zur Kenntnis genommen werden: Schön, daß die Veranstalter bewußt da (nämlich beim höha, schnella, weida, sattelschleppiga) genau nicht anknüpfen wollten. Wir wollen´s noch mal anders probieren, c´est tout. Sollen darauf politische Schulnoten vergeben werden, ist das natürlich mehr als dünn. Aber irgendwie sehr sympathisch. Und was ist heute schon fett?

Bernd Seib

... DURCH VERWIRRENDE PROZESSE

Subversiver Charme blitzte zwar auf, Funken sprangen aber nur wenige über, als beim Groß-Event in der Frankfurter Städelschule Terre Thaemlitz auf der kleinen Bühne des Labels *Mille Plateaux* auflegte. Woran es gelegen hat? Die typisch machistischen Türsteher haben sicher einigen elektronisch Interessierten, die wegen des hohen Eintrittspreises unschlüssig im Freien rumstanden, derart die Laune verdorben, daß sie lieber andere Orte aufzusuchten. Drinnen gab sich Thaemlitz nichtsdestotrotz alle Mühe, für andere Stimmung zu sorgen. Er bearbeitete galant und wunderbar gedresst Platten und CDs und brachte verfrickelte sounds zu Gehör, die gegen Ende zaghaft groovig wurden; Material nahm er dazu u. a. von *love for sale*.

Auf diesem aktuellen Album rearrangiert er diverse Tonpassagen z. B. von der Berichterstattung der San Francisco Gay-Parade mit verstörenden minimalen Knarzgeräuschen. Seinen musikalischen Angriff auf die ›Pink-Economy‹ mit ihren marktförmigen queeren Role-Models ergänzt er im beiliegenden Kommentar textlich und erläutert sein Projekt: »I attempt to model a socio-material thesis of Queer sound by placing source materials through dislocating process after dislocating process.« Als Steinbruch dient ihm dabei zumeist Populäres von Disco bis Electro, denn, wie er sagt, »Rock ist die Musik der Normalität und der Sound, zu dem man zusammengeschlagen wird. Elektronische Pop-Musik gilt gerade diesen Schlägern als weibisch und ausländisch und ist allein deswegen ein guter Bezugspunkt.« (*Spex* 6/99)

Beim Frankfurter Set dominierten kompliziert verschraubte Klänge, so wurde etwa der clubmäßige Deephouse von *Sloppy 42nds* nur angedeutet. Leicht skurril wurde es dann, als nach Thaemlitz' Performance von Veranstaltungsseite mit wissendem Gestus dessen ›Kunst‹ erklärt wurde – es gehe um die performative Dekonstruktion sexueller Identitäten ... Die dabei eingenommene Haltung des Kommentators korrespondierte mit dem Hochgelobten leider reichlich wenig. Ach, laß uns nicht von sex *reden*.

wng

Terre Thaemlitz: Love For Sale – Taking Stock In Our Pride, *Mille Plateaux* (Queer Media Series #1) 1998
Terre Thaemlitz: DJ Sprinkles' deeperama presents: Sloppy 42nds. A tribute to the 42nds Street transsexual clubs destroyed by Walt Disneys buyout of Times Square, *comatonse recordings* 1998

In den Süden oder nach Norden?

Nein, sich die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Lateinamerika als unüberwindbare Demarkationslinie à la DäDäRä vorzustellen, ist schlicht falsch, auch wenn die Bilder eines streng bewachten, meterhohen Metallzauns immer Mal wieder durch den Weltspiegel geistern. Die lückenlose Abschottung der USA liegt im Interesse von niemanden, erst recht nicht im Interesse des rassistisch getünchten Wohlstandschauvinismus, der die konkurrenzlosen Billiglohnabhängigen im Dienstleistungsdschungel USA nicht missen möchte. Scharf gesichert ist die Grenze nur dort, wo der Übertritt ohne größere Gefahren für Leib und Leben zu bewerkstelligen wäre, also im Umfeld der großen Grenzstädte San Diego, El Paso etc., die jeweils auf der mexikanischen Seite ihr Pendant Tijuana, Ciudad Juárez etc. haben. Wenige Dutzend Kilometer von den geteilten Städten entfernt, wo die Grenze mitten durch die Wüste verläuft, es kaum noch Straßen oder Wege gibt, geschweige denn Verkehrsverbindungen, finden sich höchstens noch ein paar Markierungssteine. Freilich patrouilliert bis weit ins Hinterland der USA die Grenzpolizei auf der Suche nach erschöpften Flüchtlingen, denen nur entkommen kann, wer noch genug Reserven hat. Und auf den Highways warnt schon mal ein eigens entworfenes Schild vor Fußgängern, die mitten in der Pampa die Autobahn überqueren wollen. »Survival of the fittest« heißt das Programm: Hauptsache jung, kräftig und widerstandsfähig.

Es ist die Verkopplung der Migration mit dem, was früher einmal soziale Frage hieß, die es Dario Azzellini und Boris Kanzleiter ermöglicht, die soziale Geographie einer Grenze zwischen erster und dritter Welt jenseits juristisch-territorialer Definitionen zu öffnen. Damit weitet sich der Blick bis tief in die mexikanischen und US-amerikanischen gesellschaftlichen Arbeitsverhältnisse hinein. Ihr Sammelband beginnt mit den Bedingungen der Binnenmigration in Mexiko, von den indigenen Bundesstaaten rauf in den mexikanischen Norden, wo Agroindustrie und die Maquliadores billiger Arbeitskräfte bedürfen, passiert die militarisierte Grenze, um bei den Arbeitsverhältnissen und den Formen der sozialen Organisation der Migrantinnen in den USA zu enden. Die Grenze(n) samt ihren sexistischen, rassistischen und klassenkämpferischen Implikationen spüren sie überall auf.

Der soziologisierende Untertitel sollte nicht abschrecken, denn der Sammelband vereinigt verschiedene Textarten und bricht die neoliberale Restrukturierung aufs Alltagsgeschehen, was den Mexiko- und USA-Urlaubern in den schönsten Wochen des Jahres den Blick schärfen und zur Revision der Reiseroute führen kann. Besonders eindrucksvoll ist die Reportage über die Grenzstadt Tijuana und der Bericht einer erfolgreich in die USA geflüchteten Frau. Den absoluten Leckerbissen stellt selbstverständlich der Beitrag von Mike Davis über die ›Lateinamerikanisierung‹ der US-Metropolen dar.

Frieder Dittmar

Dario Azzellini, Boris Kanzleiter (Hg.): Nach Norden. Mexikanische ArbeitsmigrantInnen zwischen neoliberaler Umstrukturierung, Militarisierung der US-Grenze und amerikanischem Traum. Heft 6 der Forschungsgemeinschaft Flucht und Migration, Berlin. Göttingen (Schwarze Risse · Rote Straße): 1999. DM 20.

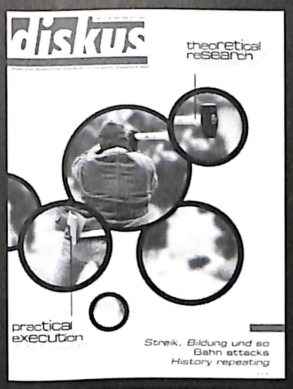
Queering Tubbyland

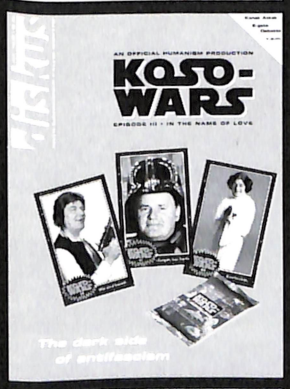
»Winke-Winke« – gesagt, getan ... und das mit einer verblüffenden Ausdauer. Die vier bunten Gestalten, die da im Flimmerkasten hüpfen, giggeln und auch, tja, sprechen, sind die Teletubbies. Binnen kurzer Zeit wurden sie über die Zielgruppe der ein- bis vier-jährigen hinaus zu einem beliebten Anlaß, sich über Verblödung via Fernsehglotzen oder die reale Subsumtion kindlichen Erlebens durch die Kulturindustrie zu verständigen. Die Astro-Stoffel haben gar Monitore im Bauch und statt Haaren Antennen auf dem Kopf! Dem aufkommenden kritisch-pädagogischen Pessimismus schallt aber nicht selten ein ironisches »Mensch, ist doch bloß Pop« entgegen. Im ansonsten eher tristen Ruhrgebiet soll es etwa unter einigen Linken beliebt sein, im Tubby-Stil mit schwarzer Hassi-Montur durch Szene-Wohngebiete zu toben und sich so über verbissene Politikformen lustig zu machen.

Tinky Winky, groß, lila und mit roter Handtasche, ist der (un)heimliche Star der Gruppe – zumindest in den USA. Als Reaktion auf die Forderung eines republikanischen Politikers, Kinder vor der Sendung zu schützen, weil eben jener Hauptdarsteller offensichtlich gay sei, schmückten Tinky-Stoffpuppen Auslagen von schwul-lesbischen Geschäften und wurden als neues gayproud-Symbol auf Paraden mitgeführt. »All I know is, I was heterosexual before I saw the Teletubbies, and now I'm queer.« wurde in der Zeitung *Lesbian & Gay New York* verkündet und das outing fortgesetzt: Auch die anderen Tubbies seien in Wirklichkeit deviante Subjekte, die grüne Dipsy etwa klarerweise eine Öko-Terroristin. An der eindeutigen gender-Zuordnung werden allerdings vermehrt Zweifel laut, wie auch an der Güte der Subversion. Tinky Winky genüge keineswegs den Ansprüchen, die an eine Queen zu stellen seien, wird unter [www.cyberwolves.com/tinkywinky] gemäkelt, schließlich fehlten ihm die high heels und überhaupt, wie könne man nur lila mit rot kombinieren ...

Die minimalistisch-redundanten Geschichten von den Cybergören aus Tubby-Land laufen nachmittags im *Kinderkanal*, Debatten in Talkshows oder den einschlägigen Cafés und Kneipen vor Ort. Nach Performance, Imitation und riot bitte Ausschau halten.

wng





✪ Abo?

✪ Back-issues?

Alte Ausgaben (Hip: Im coolen Prä-Millenium-Style noch voll-fett am konkret krassomaten Start mit der korrekten Euro-stile Bold Extended No. 2 Italic. Rockt elektroid was weg. Das geht! Scheck den Flow: Massiv krank, AlteR.) gibts für die Portokosten, das Abo mit 4 Ausgaben für 10 Mark in Briefmarken oder kleinen Scheinen bei:

diskus
Mertonstr.
26 - 28
60325 FfM

Rabatte für Wiederver-käuferInnen auf Anfrage

impressum

diskus · Frankfurter StudentInnen Zeitschrift

Heft Nr. 3, Dezember 1999 · 48. Jahrgang

Anschrift: Mertonstr. 26 – 28, 60325 FfM

Fax: (069) 70 20 39

e-mail: diskus@copyriot.com

Webarchiv: www.copyriot.com/diskus

HerausgeberInnen:
Sonja Buckel, Thomas Höhne, Wolfgang Hörbe, Alexandra Rau, Katja Wießner

Redaktion:
Stephan Adolphs, Wolfgang Hörbe, Serhat Karakayalı, Tanja-Maria Müller, Bodo Pallmer, Alexandra Rau, Christian Sälzer (VisdP), Uta Schirmer, Uli Spenkoch, Esther Uhlig, Katja Wießner

Dtp: büro buechs + hoerbe

Druck: Druckerei- und Verlagskollektiv Gutleut e. G.

Auflage: Achttausend

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

Preis: In Frankfurt gratis, auswärts 5 Mark

Namentlich unterzeichnete Beiträge liegen in Verantwortung der AutorInnen.

Druckerei
und Verlagskollektiv Gutleut e.G.

Druck

Schönstr. 8
60327 Frankfurt
www.druck-kollektiv.de

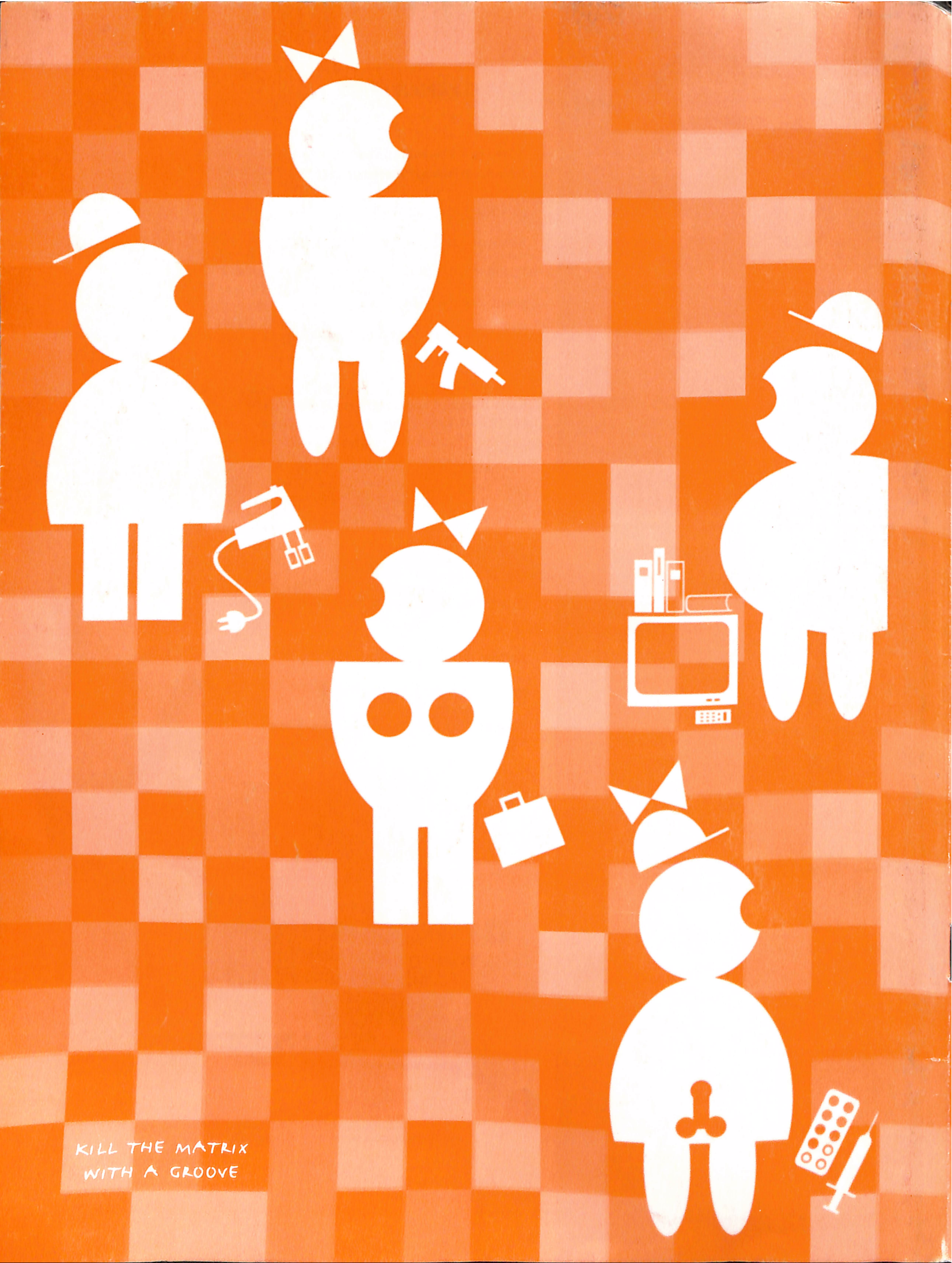
Druckerei und Verlagskollektiv Gutleut

Grafik

Fon: 069-24 27 19 24
Fax: 069-24 27 19 25
e-mail: post@druck-kollektiv.de

Druckerei und Verlag kollektiv Gutleut e. G. Schönstr. 8 60327

Satz


KILL THE MATRIX
WITH A GROOVE